

# GO

**BIG WOLLE**  
RASTSTÄTTE  
SCHWELLENBISS

*Elf Abenteuer  
aus dem  
sächsischen  
Gebirge*

FSK  
ab  
**18**

# ERZ- WÄRTS





# Made in Aue

Was kann für Journalisten befriedigender sein, als wenn ein Artikel eine gesellschaftliche Debatte anstößt? Genau das ist geschehen, als der Journalist und Absolvent der Zeitenspiegel-Reportageschule Reutlingen, Raphael Thelen, vor mehr als einem Jahr über rechte Tendenzen in der sächsischen Kleinstadt Aue berichtete. Seine Einlassungen in der „ZEIT“ über rechtsradikale Umtriebe haben in Aue erst zu einem Aufschrei der Empörung und dann zu einer öffentlichen Diskussion geführt. Im Laufe der hitzig geführten Debatte im Rathaus fiel vom Auer Oberbürgermeister Heinrich Kohl der Satz: Es sollten mal Journalisten nach Aue kommen und über andere Dinge schreiben als über Neonazis.

Der 12. Lehrgang an der Reportageschule hat die „Einladung“ angenommen. Bei ihren wochenlangen Recherchen im Erzgebirge sind die elf Reporterinnen und Reporter immer wieder auf Menschen gestoßen, die sich missverstanden, ja missachtet fühlten vom Rest dieser Republik. Nicht nur politisch, auch wirtschaftlich und kulturell. Als die Journalistinnen und Journalisten über Aue und Umgebung „herfielen“, dauerte es deshalb eine Zeit, bis das Eis schmolz.

„Und ihr aus dem Westen wollt uns was vormachen?!“, rief mal einer und andere vermuteten: „Ihr wollt doch nur wieder schreiben, wie rechts wir sind!“ Wollten wir gar nicht. Manchmal kamen sie uns in ihrer Abwehrhaltung fast schon vor wie ein kleines Völkchen, das sich auf seinen Bergen eingeeigelt hat und alle Fremden mit Misstrauen beügt.

Die Erzgebirger („bitte ohne ‚I‘“) haben einen ganz eigenen Stolz. Vielleicht weil sie am Rande von Deutschland leben, sehen sie manche Dinge aus ihrem ganz eigenen Blickwinkel. Die hier übliche Begrüßung mit „Glück auf!“ mag da noch putzig klingen. Wenn am abendlichen Biertresen dann aber statt Prosit! ein „deutsch und frei!“ erschallt, ziehen Außenstehende die Augenbrauen hoch. Dabei erinnert auch dieser Trinkspruch nur an ein bekanntes Lied des Heimatdichters Anton Günther. So schnell wird man missverstanden.

Bei ihren Recherchen wurden die Journalistinnen und Journalisten aus Reutlingen wie in den vergangenen Jahren von Studenten der Hochschule für Fotografie in Hannover begleitet. Eines der Teams musste allerdings bis in den Senegal nach Westafrika reisen, um seine Reportage zu recherchieren. Dort tragen die Bewohner bei feierlichen Anlässen wunderschöne Roben aus edlem Damast. Was kaum jemand weiß: der Stoff ist „made in Aue“. Diese und andere Überraschungen jetzt im neuen GO. Viel Spaß beim Lesen und Glück auf!

Philipp Maußhardt

# Inhalt

## s. 20

### Die Erd' ist seine Braut

Unter Lebensgefahr taucht Jörg Richter jedes Wochenende in die Unterwelt des Erzgebirges ab. Sein Lohn: ein paar Kristalle und der Kick

## s. 124

### Musik ohne Volk

Vor Jahren landeten sie einen Superhit, heute spielen die Randfichten nur noch Nebenrollen

## s. 44

### Das Boubou-Business

Eine Traditionsfirma aus dem Erzgebirge webt edle Damast-Stoffe für afrikanischen Gewänder, die sogenannten Boubous. Ein Besuch in Aue bei der Curt Bauer GmbH – und in der Hauptstadt des Senegals

## s. 66

### Aue und die Anderen

Schwule und Schwarze, Rassisten und Geflüchtete – nirgendwo fühlte sich unsere Autorin so ausgegrenzt wie in Aue

## s. 112

### Wenn bei Geithain die rote Sonne im Raps versinkt

Seit dem Mauerfall bleiben Hubertus und Christel Mau lieber zu Hause. Ihr Garten schützt sie vor der Welt da draußen

## s. 100

### Eine ehrenwerte Stadt

Heinz-Michael Kirsten war mal Bürgermeister von Oberwiesenthal. Heute hält nur noch sein Hund zu ihm. Eine Geschichte über Gerüchte und ihre Folgen

## s. 78

### Im Getriebe

Auf den Autobahnen der Bundesrepublik sind täglich fast zwei Millionen deutsche LKWs unterwegs. Fernfahrer verbringen mehr Tage und Nächte im Auto als bei ihren Familien. Sie stehen im Dauerkonflikt mit der Zeit



## s. 58

### Der Kumpelverein

Ständig vom Abstieg bedroht und doch von allen vergöttert: Der FC Aue ist Kult im Erzgebirge



## s. 30

### Im Reservat der Eichert-Indianer

Nach drei Wochen im größten Plattenbau von Aue wäre unsere Autorin gerne noch länger geblieben

## s. 6

### Die Geisterjäger

Chrystal Meth, Böhmischer Nebel und Wolfskot verbinden das Erzgebirge mit Tschechien. Ein Grenzgang

## s. 90

### Im Abseits

Selbst hoffnungslosen Fällen bietet das Jobcenter Erzgebirgskreis eine Chance. Dank eines Chefs mit neuen Ideen



Am höchsten Punkt des Erzgebirges fängt  
Tschechien an und damit auch  
der Böhmisches Wald, in dem Wölfe der  
deutschen Grenze immer näher rücken

---

Text: Franziska Grillmeier  
Foto: Malte Radtki

# Die (Tatort I - III) Geister- Jäger

Entlang der deutsch-tschechischen Grenze  
kämpfen Menschen gegen Wölfe, Crystal Meth  
und einen stinkenden Nebel.  
Ein Besuch bei den Jägern des Flüchtigen



Deutsch-Tschechische Grenzkontrollen bei Aš. Vor allem der Schmuggel von Crystals Meth macht der Polizei zu schaffen

u

Um halb vier Uhr morgens öffnet Iris Kreher das kleine Klofenster und riecht hinaus. „Metallisch“, sagt sie und fährt mit dem Zeigefinger über ihr Zahnfleisch. Auf einem Fragebogen macht sie zwei Kreuze: Benzin und Mineralöl.

Auf einem Waldparkplatz schlägt Štěpánka Kadlecová die Heckklappe ihres VW-Busses zu. Verstaut Käsebröte, Gaskocher und eine Plastikbox mit Labormaterial in ihrem Rucksack. Ruft ihren Hund Bakly und läuft los. Es ist gutes Wetter angesagt.

Am Grenzübergang Wildenau-Aš steigt Polizeikommissar Peter Wollner in den silbernen Škoda seiner beiden tschechischen Kollegen. Die Grenzhäuschen sind seit der Öffnung 2007 verwahrlost. Im Winter regnet es rein. Drei Polizisten aus zwei Ländern beginnen ihre gemeinsame Streife.

Mitten durch das Erzgebirge verläuft das deutsch-tschechische Grenzgebiet, in dem Wölfe umherstreifen, Crystal Meth gebraut wird und Chemieanlagen die Luft verpesten. Drei Phänomene, die weitgehend unsichtbar bleiben und doch die Bewohner beschäftigen. Um ihnen auf die Spur zu kommen, machen sich Spezialisten auf den Weg. Drei Tatorte im Grenzgebiet.

## Tatort I: Der Grenzmarkt



Kurz vor der tschechischen Grenze häufen sich die „Heimat“-Blechschilder an den Hauswänden, als ob sie einen daran hindern möchten, aus ihr herauszufahren. Am Grenzübergang Aš hört die „Haamit“, wie die Erzgebirger sie nennen, dann tatsächlich auf. Eine ältere Dame winkt die Autos auf den Parkplatz des Grenzmarktes durch, als wäre es ihr Beruf. Viel ist an diesem Samstagmorgen noch nicht los. Als die Polizeistreife an ihr vorbei fährt, fällt ihr die Asche von einer abgebrannten Zigarette. Sie nickt in Richtung der vietnamesischen Verkaufsstände, die sich neben der Grenzstraße aufreihen, so, als ob es für die Polizei kein anderes Ziel gäbe.

Auf dem Parkplatz vor einer der Blechbuden sitzt eine Verkäuferin mit vietnamesischem Strohhut und schaut trüb unter der Krempe hervor. Vor ihr türmen sich ausgebleichene Gartenzwerge, Heumännchen und Plastikfrösche. Hinter ihr steigt der Böhmisches Wald empor. Rollt ein Auto auf den Parkplatz, springt sie auf und lächelt in Richtung Frontscheibe. Die meisten Kunden sind Deutsche. Sie kaufen Zigaretten oder Benzin, lassen sich im „Hair Salon Adriana“ Strähnen färben oder suchen Crystal Meth. Ein Blick ge-

nügt, dann tauschen Geld und Crystal Meth den Besitzer. Kostet ein Gramm hundert Euro in Deutschland, sind es zwei Schritte hinter dem Grenzzebrastreifen nur noch zwanzig.

Nur einer von hundert schafft es, vom Crystal Meth wieder loszukommen, sagt Jana Klaube, Suchtbeauftragte im Bürgerhaus Aue. Die Zahl der Konsumenten lag in Sachsen im vergangenen Jahr vierfach höher als im Rest von Deutschland. Und das sind nur die, die sich bei den Suchtberatungsstellen gemeldet haben. Schon im Zweiten Weltkrieg verteilte die Wehrmacht sogenannte „Panzerschokolade“ an die Soldaten, um ihre Angst zu kontrollieren und ihre Leistung zu erhöhen. Auch heute reicht ein Gramm Crystal bei einer durchfeierten Nacht für zehn Leute und ist leicht herzustellen. Die Zutaten finden sich in jeder Apotheke: Erkältungsmittel, aufgekocht und mit Chemikalien versetzt, kristallisieren zu Salz; bereit zum Schnupfen, Inhalieren oder Schlucken. Psychosen, schwere körperliche Beschwerden und eine schnelle Abhängigkeit sind die Folgen.

\*\*\*

Bundespolizist Peter Wollner und seine tschechischen Kollegen können gegen den Crystalhandel an der Grenze nichts tun, außer sich einmal im Monat zu zeigen. Regelmäßige Grenzkontrollen gibt es nicht mehr, und wenn sie doch ein verdächtiges Fahrzeug aus dem Verkehr ziehen, werden sie nur zufällig einmal fündig: „Das Zeug ist überall drin: in Windeln, Fahrradlenkern, böhmischen Knödeln“, sagt Wollner.

Mittlerweile sind die Polizisten ausgestiegen und laufen durch den vietnamesischen Kleider- und Trödelmarkt in Aš. „Man kann das Zeug bei den Vietnamesen in jeder gewünschten Verpackung bestellen.“ Seine zwei tschechischen Kollegen gehen voran, kontrollieren die Aufenthaltsgenehmigung der Budenbesitzer. Unter einem Blechdach bleiben sie stehen. „Alles illegal bei uns in Deutschland“, sagt Wollner. Er deutet auf Schlagringe, Wurfmesser und Böller, die auf einer Plastiktischdecke vor einer Verkäuferin liegen. „Aber hier sind ja nur die kleinen Fische. Die großen BMW’s mit den abgedunkelten Scheiben, die machen echtes Geld.“

**Crystal Meth ist auf dem Grenzmarkt überall zu finden: in Windeln, Fahrradlenkern und böhmischen Knödeln**

„Die Vietnamesen,“ grummelt Wollner, als wolle er sagen, wenn es die nicht gäbe, hätte er weniger Probleme. Dabei leben sie schon seit Anfang der fünfziger Jahre in der Region. Damals holten DDR und Tschechoslowakei junge Menschen aus dem kommunistischen Bruderland zum Studium oder als Gastarbeiter. Einige blieben auch nach der Wende. Ihre Kinder sind hier geboren, gehen zur Schule, sprechen Deutsch und Tschechisch. Die neue kapitalistische Weltordnung drängte sie in ein System, an dessen Rändern viele hängen blieben.

\*\*\*

Für die Polizei ist die Fahndung nach Crystal Meth ein Kampf gegen Windmühlen. Wird eine Crystal-Küche ausgehoben, kocht das Gift zwei Tage später in einem anderen Hinterzimmer. Die Tschechen hätten kein wirkliches Interesse, Crystal in den Griff zu bekommen, vermutet Polizeioberkommissar Eckard Fiedler aus Klingenthal, zwei Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt. „Die Vietnamesen auf den Grenzmärkten werfen einfach die meisten Steuereinnahmen ab“.

Die Fußstreife hat nach einer halben Stunde ein Dutzend Vietnamesen kontrolliert. Alles bleibt ruhig und freundlich. Wollners Aufgabe ist die Sicherung der tschechischen Kollegen, doch eingreifen musste er noch nie. Zurück auf Streife schaut er neidisch auf die Uniform seines tschechischen Kollegen. „Unsere Hosen sind viel dünner und ...“, er streckt die Beine unter dem Sitz aus, „der Designer der Tschechen hat sich am amerikanischen Militär orientiert. Is' um einiges attraktiver als bei uns!“ Kurze Zeit später fährt der Polizeiwagen an einem Schild „Prostitution hier verboten“ vorbei. „In Tschechien gibt es keine Prostitution. Nur ukrainische Touristinnen in Grenzhäusern“, brummt der tschechische Grenzpolizist Josef Mašek. Es bleibt das Einzige, was er in den nächsten fünf Stunden sagen wird.

Mittagspause im größten Einkaufszentrums in Aš. „Das beste sind die böhmischen Knödel mit Soße“, sagt Wollner. Er klatscht in die Hände und lässt sich auf einen der rustikalen Stühle des Restaurants fallen. Kurz darauf schwimmen drei Lagen Schweinsbraten vor ihm in einer dunklen Soße.

Heute werden sie kein Crystal mehr finden.

**Früher roch es nach Katzendreck aus den Kohlegruben, jetzt sind es vor allem Abgase der chemischen Fabriken**

## Tatort II: Die Luft



An Tagen, an denen es besonders intensiv nach Gas und Lack riecht, stellt Iris Kreher eine glänzende Messingkugel auf ihr Dach. Durch den Unterdruck saugt die Kugel die Luft an. Seit vierzig Jahren lebt die Rentnerin in der stillgelegten Holzkisten-Fabrik ihrer Familie in Seiffen. Die Kleinstadt wirkt wie eine Kitschfolie vom Erzgebirge. Vor allem in den Wintermonaten kommen die Touristen, um Schnitzereien und Holzspielzeug auf dem Weihnachtsmarkt zu kaufen. Die Budenbesitzer hoffen, dass dann kein Wind aus Tschechien herüberweht, der den Gestank ins Spielzeugdorf bringt. Und das schon seit Jahrzehnten. Früher roch es nach Katzendreck aus den Kohlegruben, Jetzt sind es vor allem Abgase der chemischen Fabriken. Die Erzgebirger nennen sie den „Böhmischen Nebel“.

Seit sechzehn Jahren engagiert sich Iris Kreher in der Bürgerinitiative „Für saubere Luft in unserem Erzgebirge“. Die Mitglieder wollen herausfinden, wer für den chemischen Gestank verantwortlich ist. Iris Kreher sagt, sie engagiere sich vor allem für ihre Enkelkinder, die in Seiffen aufwachsen. Denn die Nebenwirkungen, die mit dem Gestank kommen, sind: Durchfall, Brechreiz und unkontrollierbares Schwitzen. Daran leiden nicht nur Menschen, sondern auch Hunde, die bei dem



Zwischen Tankstelle und Kühlturm:  
Im tschechischen Litvinov dominieren  
Industrieanlagen. Sie sollen  
schuld sein am „Böhmischen Nebel“



Iris Kreher kämpft schon seit Jahrzehnten  
gegen den beißenden Geruch im Erzgebirge

Gestank an der Leine mehr Haufen setzen als vorwärts zu gehen. Als Verursacher des „Böhmischen Nebels“ wird die Erdölraffinerie UniPetrol im tschechischen Litvinov verdächtigt. Eine Viertelstunde Autofahrt von Seiffen entfernt. Aus jährlich fünfeinhalb Millionen Tonnen russischem Erdöl produziert das Unternehmen Benzin, Teer und chemische Stoffe für die Kunststoffindustrie. Die daraus entstehenden Schwefelverbindungen – sogenannte Merkaptane, die den „Böhmischen Nebel“ verursachen – gelten als toxisch für das Nervensystem. Zweimal haben sich Iris Kreher und ihre Mitstreiter mit den Betreibern der Fabrik getroffen. Ein ausladendes Mittagsbuffet, Männer in schwarzen Anzügen und der Imagefilm des Unternehmens nahmen sie in Empfang. Sie wären nicht Schuld an dem Gestank, sagten sie. Doch seit 2016 unterstützt die EU die Gestanksucher mit viel Geld. 1,6 Millionen Euro stellte sie für das deutsch-tschechische OdCom-Projekt zu Verfügung, um 23 „Geruchsprobanden“ auf beiden Seiten der Grenze zu betreuen und die Messdaten in deutsch-tschechischen Laboren auszuwerten. Nachdem Iris Kreher die Gerüche in ihrer Messingkugel gesammelt hat, bringt eine Mitarbeiterin des OdCom-Projekts den Behälter ins Labor nach Prag.

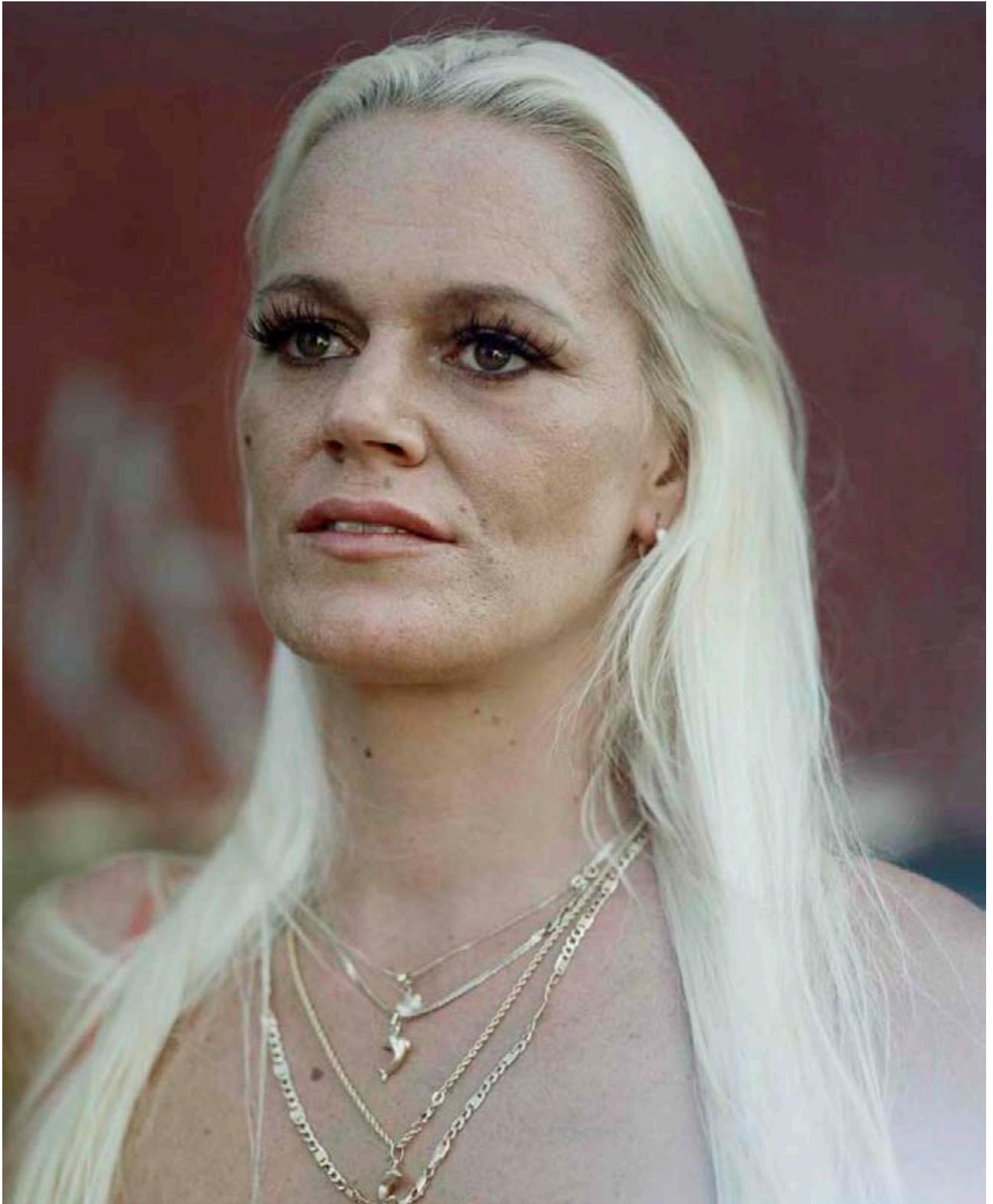


Feierabendstimmung in einer Bar im tschechischen Litvinov. 4500 Menschen arbeiten in der Erdölraffinerie UniPetrol

**„Früher war der Himmel so weiß, dass die Vögel zu Fuß gelaufen sind“, sagt ein Arbeiter von UniPetrol**

„Das Projekt ist unsere letzte Hoffnung“, sagt Kreher. „Wer im Schweinestall wohnt, muss auch mit Geruch klar kommen. Aber der weiß zumindest, was ihm stinkt.“ Viele hätten den Mut verloren, fühlen sich von der Politik im Stich gelassen, denn die stehe im Zweifel immer hinter der Industrie. „Die Jugend macht weg, die kommt eh nie wieder hierher“, sagt sie. Eine Räuchermännchen-Armee mit Weihnachtshüten, Rasenmähern, Kohlewägen und Fanfaren schaut mit aufgerissenen Mündern aus der Glasvitrine hinter ihr. An diesem Sonntag riecht es bei ihr nach Dill, Wald und Kaffee. Doch mit dem Winter komme auch der Gestank wieder und mit ihm der von Abgasen geschwärzte Schnee.

Bei Südostwind zieht der Geruch die gesamte Fahrtstrecke der Fichtelbergbahn entlang, die als Touristenattraktion bis in den Skiort Oberwiesenthal dampft. „Die Menschen sollen hier mal einen Winter leben, bevor sie sagen, wir bilden uns das ein“, sagt Iris Kreher. Sie wundert sich, dass die Nase auch beim heutigen Stand der Technik noch immer das verlässlichste Messgerät ist, um die Quelle des Gestanks endlich zu finden. „Manchmal hab ich das Gefühl, die verarschen uns.“ Achtzehn Kilometer von Iris Kreher entfernt riecht es zwischen den ab-



Nikolka Matýsová ist in der Industriestadt Litvinov aufgewachsen, doch seit einer Explosion in der Fabrik 2015 überlegt sie, mit ihren Kindern wegzuziehen



Wenn es nach der Immobilienmaklerin Dagmar Mandikova ginge, sollten die Arbeiter der Fabriken mehr Druck machen – für neue Filteranlagen in den Industrien und sicherere Arbeitsbedingungen

**Riecht die Luft nach Katzenpisse oder Lack, bläst sie ihren Atem in ein Spirometer. Die Werte werden in einem Labor in Prag ausgewertet**

blätternen Plattenbauten von Litvinov nach Sommer, Zigaretten und Bier. Kinder malen Kreidekreise auf den Asphalt. Es ist Wochenende und die Hälfte der Schichtarbeiter der Erdölraffinerie UniPetrol hat frei. Auf der Veranda der Flora Bar stoßen Arbeiter darauf an.

In Litvinov sind 4500 Menschen bei der Erdölraffinerie Unipetrol beschäftigt. Andere arbeiten in den umliegenden Tagebaugruben. Von oben betrachtet sieht das Gewerbegebiet von Litvinov aus wie ein Maschinenraum: Glänzende Metalladern schlingen sich umeinander, Trambahnwaggons fahren die Betonmauern entlang, Betonzylinder schieben weiße Wolken in den Himmel. Dazwischen ein Marktplatz mit Grillhähnchen-Imbiss.

Die Flora Bar ist die Eckneipe am Marktplatz. Eine der wenigen Gäste, die nicht in der Chemiefabrik arbeitet und trotzdem alle kennt, ist Nikolka Matýsová, Mutter von zwei Kindern, eine große Frau mit blondem Haar, das fast bis zum Po reicht. Sie ist in der Industriestadt geboren und mit drei Fabrikarbeiter-Generationen aufgewachsen. „Früher war der Himmel so weiß, dass die Vögel zu Fuß gelaufen sind“, sagt ein Mann im Blaumann am Tisch neben ihr und bekräftigt jedes Wort mit

einem Schlag auf den Tisch, so dass seine Tischgenossen ihre Biergläser blitzschnell in Sicherheit bringen.

„Viele Kinder haben Asthma. Auch mein kleiner Sohn, aber was soll man machen, es ist die Arbeit dieser Stadt“, sagt Nikolka Matýsová. Sie zuckt die Schultern und zündet sich eine Zigarette an. Bis heute arbeitet ihre Mutter bei UniPetrol. In den Neunzigern waren es manchmal noch 24 Stunden-Schichten. „Damals war die Luft noch schlechter“, sagt Matýsová. Doch sauber ist die Luft noch lange nicht. Arbeiter haben Angst ihren Job zu verlieren, wenn sie auf den Demos der Naturschützer mitlaufen.

„Die einzige Möglichkeit den Dreck nicht einzuatmen, ist wegzuziehen.“ Als eine Explosion im UniPetrol-Chempark im Sommer 2015 die Stadt in Schwarz hüllte und die Einwohner stundenlang das Fenster nicht öffnen durften, hat Matýsová beschlossen, mit ihren Kindern wegzuziehen. In einen Ort, fünfzig Kilometer vor Prag. „Wir können doch nicht hier rum-sitzen und warten bis wir in die Luft gehen.“ Sie schaut der Kellnerin nach, die eine neue Runde neongrüner Schnäpse an die Feiernenden verteilt. „Ich bin eine der wenigen hier, die es sich leisten kann, wegzuziehen“. Und wann? Sie schaut in ihr Bierglas. „Bald“, sagt sie. „Bald“.

Dagmar Mandikova schiebt die schwere Glastür ihrer Terrasse auf. Die Immobilienmaklerin wohnt seit 27 Jahren in Litvinov, war lange Jahre im Stadtrat und ist heute Iris Krehers Kollegin – als ehrenamtliche Geruchsprobandin des Od-Com-Projekts. In ihrem Garten scheint die verrauchte Arbeiterkneipe weit weg. Strauchtomaten hängen wie Perlen rund und reif an den hohen Mauern, ein Swimmingpool spiegelt den Himmel, eine Kalksteinstatue reckt das Gesicht in Richtung Gartendusche.

„Ohne die Deutschen hätte sich hier nichts getan“, sagt Mandikova. Ihre pinken Lippen werden zu einem dünnen Faden. Die einzigen, die überhaupt etwas gegen die Luftverschmutzung sagen, seien Lehrer und Ärzte. Und Immobilienmakler, wie sie selbst. Denn die sind auf die Jobs in der Chemiefabriken nicht angewiesen und werden von ihren Arbeitgebern auch nicht unter Druck gesetzt, wenn sie neue Filteranlagen fordern oder gegen den Tagebau demonstrieren. Doch als Mandikova bei einer Abstimmung für die Erweiterung der Kohlebaugebiete für ihre Stimme Geld angeboten wurde, trat sie aus dem Stadtrat aus. „Ich weiß nicht, warum die Sozialdemokraten heißen“, sagt sie und zieht die Augenbrauen in die Höhe. Mit einer Politik, der Geld mehr als gesunde Lungen bedeutet, will sie nichts mehr zu tun haben.

Dagmar Mandikova wischt über den Glastisch, auf ihrer Fingerkuppe bleibt ein dünner Staubrest kleben. Manchmal sammelt sich der schwarze Bergbaupfeffer zeigefingerdick auf dem Tisch. Riecht die Luft nach Katzenpisse oder Lack, bläst sie ihren Atem in ein Spirometer, dessen Werte genauso wie die Messingkugel von Iris Kreher in Prag ausgewertet werden.

Gesundheitliche Probleme hat Dagmar Mandikova zwar noch keine, doch die Angst vor langfristigen Schäden bleibt. Schließlich sterben die Menschen in Litvinov drei Jahre früher als in anderen Teilen Tschechiens.

## Tatort III: Die Wiese



Auf einer Wiese in Oberwiesenthal, einem legendären Skiort im Erzgebirge direkt an der tschechischen Grenze, springt eine Herde Alpakas bei jedem Donnernrollen in die Höhe. Trotz der vielen Sommergewitter schlafen Romy Schmidt und Fritz-Jürgen Hieke jede Nacht bei offenem Fenster. Damit sie den Warnschrei ihrer Alpakas hören, denn mehr als ein Gewitter fürchten die beiden Landwirte den Wolf. Der treibt sich irgendwo auf der tschechischen Seite des Erzgebirges herum und findet vielleicht eines Tages den Weg nach Oberwiesenthal.

„Da helfen nur die drei goldenen S: Schießen. Schaufeln. Schnauze halten“, sagt Fritz-Jürgen Hieke. Er zieht die Latzhose ein Stück höher, damit er besser sitzen kann. Den ganzen Morgen saß er auf dem Mäher, um Heu für seine Alpaka-herde einzufahren, jetzt freut er sich auf seinen Milchkaffee. Für Romy Schmidt, seine Lebensgefährtin, die in Haus-schlappen so energisch über das Feld stampft, als wären es Gummistiefel, sind die drei „S“ keine Lösung. Der Wolf lässt sich nicht mehr aufhalten.

Seit knapp zwanzig Jahren streift der Isegrim wieder durch deutsche Wälder, nachdem er ein Jahrhundert zuvor



Alpakazüchterin Romy Schmidt hat Angst vor dem Wolf. Nachts könnte er ihre Alpaka-Herde angreifen und die wertvollen Tiere reißen



fast ausgerottet worden war. Sechsendvierzig Rudel zählt das Bundesamt für Naturschutz bis heute. Fünfzehn davon in Sachsen. Doch die Zahlen variieren, denn Wölfe bewegen sich schnell und kennen keine Landesgrenzen.

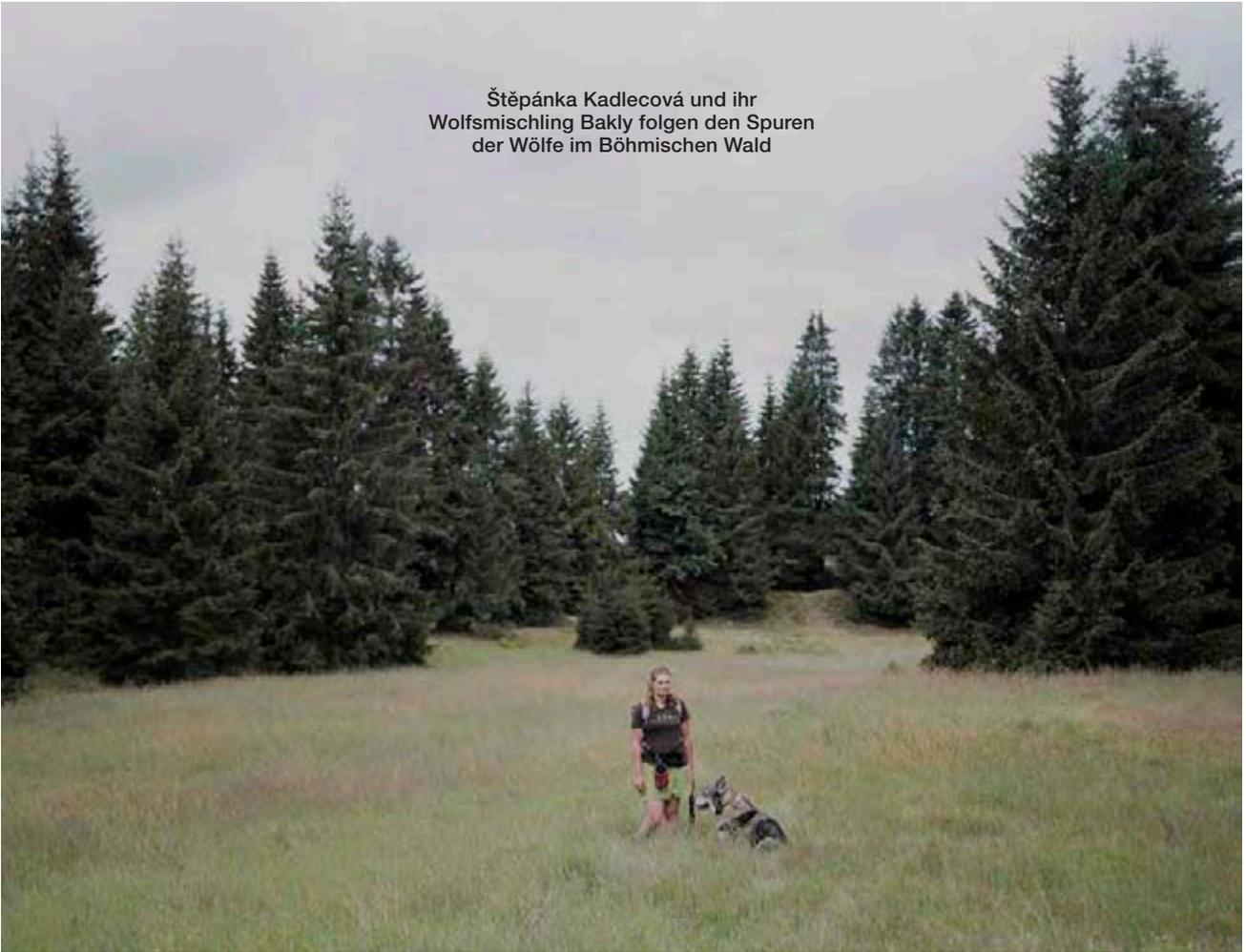
„Die Wolfsschützer in Dresden und Tschechien arbeiten doch zusammen, was weiß ich, wie die den Wolf über die Grenze gebracht haben“, sagt Romy Schmidt. Für die beiden ist der Wolf ein Produkt der Naturschützer, die nicht wissen, was seine Rückkehr für Schäfer oder Zuchtweiden wie ihre Alpaka-Farm bedeuten. „Wer sagt, der Wolf gehört zu den Naturgewalten, hat 'nen Riss in der Dattel. Die sitzen doch in irgendeiner Neubauwohnung im siebten Stock und wissen gar nicht, was hier passiert.“

Bis jetzt ist in Oberwiesenthal noch nichts passiert. Weder den Schafen, die neben den Alpakas grasen, noch anderen Nutztieren. Doch zehn Kilometer entfernt, im tschechischen Albertami, zählte der Landwirt und Schäfer Petr Zacharda an einem Sommermorgen 2016 insgesamt 39 tote Schafe auf seiner Weide. „Der arme Mensch, der arme Mensch“, sagt Romy Schmidt, Panik im Blick. Mit zittrigen Fingern fährt sie über ihr Handy. Schafe mit aufgerissenen Leibern fliegen

Ohne Elektrozaun und Herdenhund  
sind Alpakas für Wolf und wilde  
Hunde eine leichte Beute

**„Wer sagt, der Wolf gehört zu den Naturgewalten, hat 'nen Riss in der Dattel“**

Štěpánka Kadlecová und ihr  
Wolfsmischling Bakly folgen den Spuren  
der Wölfe im Böhmischem Wald



Schäfer Petr Zacharda hat in einer einzigen  
Nacht 39 seiner Tiere verloren

von rechts nach links über das Display. Die Bilder hat sie von der Facebook-Seite „Wolf – Nein Danke“ gespeichert, auf der sich Jäger, Bauern und Wolfsgegner austauschen.

Für Schmidt sind die Alpakas „eine Familie“. Für Fritz-Jürgen Hieke eine ordentliche Wertanlage, für die er sogar seine Lebensversicherung aufgelöst hat. Falls einer der Deckhengste gerissen wird, entstünde ein Schaden von einer Million Euro. So hoch beziffert Hieke den Verlust, „großzügig gerechnet. Das zahlt uns natürlich niemand zurück.“ Für den Wolf dagegen würden Unsummen ausgegeben. Wolfsberater, Wolfsmanager, Wolfsbüros und Rissentschädigungen. Allein 2015 wurden 107.783 Euro an Ausgleichszahlungen für gerissene Nutztiere bezahlt.

„Bis zu 1700 Euro geben die Leute aus, um im Urlaub Wolfsscheiße zu finden“, sagt Romy Schmidt. Auch diese Information hat sie auf „Wolf – Nein Danke“ nachgelesen. Und tatsächlich: in der Lausitz, im Ostzipfel Sachsens, ist der Wolf ein lukratives Geschäft.

„Die Straße hat der Wolf geteert“, sagt Harald Szonn, Wirt des Erlichthof Rietschen, im Landkreis Görlitz, frisch rasiert und guter Dinge. Er überprüft die Sattelhöhe der Fahrräder,

die man für acht Euro am Tag bei ihm ausleihen kann. Mit der Straße meint er den Wolfsradweg, der 44 Kilometer lang um den Truppenübungsplatz der Oberlausitz führt. „Jetzt können die alten Leute ihren Rollator durch den Wald bis zum Supermarkt schieben.“ Die Lausitz war das erste Siedlungsgebiet des wieder eingewanderten Wolfs. Inzwischen kommen zahlreiche Touristen, um wenigstens seine Spuren zu sehen. „Letzte Woche hatte ich sogar einen Japaner hier“, sagt der Wirt. „Ohne den Wolf wäre der bestimmt nicht in diese verlassene Gegend gekommen.“

\*\*\*

Stephan Kaasche ist auf den Erlichthof gekommen, um von hier aus mit einer Gruppe von Familien und Urlaubern durch den Lausitzer Wald zu radeln und Wolfsspuren zu suchen. Kaasche, von Beruf Naturführer und seit einigen Jahren für Spurenexkursionen beim „Wolfskontaktbüro“ angestellt, will zwischen Mensch und Wolf vermitteln. Er zurrt seinen Tarnrucksack eng an den Rücken und wischt mit dem Saum seines T-Shirts das Fernglas sauber. Davor hatte er in der Wolfsscheune einen zweistündigen Vortrag über den Wolfsschutz gehalten.

Kaasche springt alle 200 Meter vom Rad ab, jagt über die Wiesen, sucht nach Pfotenabdrücken und Wolfskot. Als er nach sechs Stunden Fahrt neben einem Kothaufen steht, der aussieht wie ein Wollknäuel und voll Begeisterung einen Feuerfalter fotografiert, der sich auf den Haufen gesetzt hat, vorsichtig eine Probe nimmt und in ein Plastiktütchen schüttet, fragt ein Mädchen genervt ihre Mutter: „Was machen wir hier?“

„Scheiße begutachten“, antwortet die Mutter.

Auf der Rückfahrt radelt die Gruppe an einer Schafweide vorbei. „Schaut euch diese Löcher an!“ ruft Kaasche. „Morgen gibt es dann wieder Schlagzeilen, dass der böse Wolf zugeschlagen hat!“ Er deutet auf die wolfsgroßen Löcher im Weidezaun.

Der Besitzer hat mitten im Wolfsgebiet weder einen stabilen Zaun um seine Schafherde gezogen, noch einen Hund als Aufpasser dagelassen.

„Grob fahrlässig“, murmelt Kaasche.

Albertami, ein kleiner Ort in Tschechien, zehn Kilometer von Oberwiesenthal entfernt, wo die Alpakas grasen: die Wolfsbeobachterin Štěpánka Kadlecová möchte den Schäfer Petr Zacharda treffen. Auf seiner Weide hatte eine Wolfsmutter im vergangenen Jahr ihren Welpen das Jagen beigebracht. Danach waren 39 Schafe tot. Die Wolfsbeobachterin will mehr über seine Herdenschutzhunde erfahren, um seine Erfahrungen an andere Bauern weiterzugeben. Sie hat ihren blauen VW-Bus auf dem Marktplatz geparkt. Hier ist der Laden von Schäfer Petr Zacharda, in dem sich mittags das ganze Dorf versammelt. Frauen stehen in der Schlange vor der Mittagstheke, Kinder schmatzen Schafscamembert, Männer in Blaumann beugen sich über dampfende Lammkeulen.

Štěpánka Kadlecová ist nervös. Auch in Tschechien sind viele Bauern nicht gut auf Wolfsbeobachter zu sprechen. Aber Petr Zacharda, ein kleiner Mann in Multifunktionshemd, setzt sich mit einer Kaffeetasse neben sie an einen der Holztische, an denen seine Kunden schmatzen. Nein, von den tschechischen Behörden habe er bislang keine Unterstützung beim Kauf seiner Schutzhunde bekommen. Ja, dass Metzger ihre Fleischabfälle im Wald entsorgen, sei ein Problem. Nein, Angst habe er mehr vor wilden Hunden als vor Wölfen.

Nach einer Stunde klopft er Štěpánka Kadlecová auf die Schulter und nimmt sie auf die Weide mit.

\*\*\*

Beide Daumen lässig in die Gürtelschnalle verhakt, steht Peter Wollner wieder neben seinem deutschen Polizeiwagen. „Streifzug beendet“ sagt er, schaut noch einmal über die Grenze, klopft pfeifend auf das Mercedes-Dach und steigt ein.

Ein paar Kilometer weiter in Seiffen beugt sich Iris Kreher prüfend über ihren Fragebogen. Bis auf heute Morgen hat sie nur flüchtige Spuren in der Luft gerochen. Sie weiß nicht recht, ob sie noch ein Kreuz setzten soll. „Ach was, im Winter kommt’s eh wieder dicke“, sagt sie und rollt die Unterlagen zusammen.

Zurück im Bus stellt Štěpánka Kadlecová ihren Wecker auf halb vier. Ihr Aufnahmegerät liegt im Handschuhfach bereit. Hündin Bakly hat sich in ihrem Schlafsack zusammengerollt. Noch ein Bier, ein Käsebrötchen, ein paar Nachrichten an ihre Freunde und dann legt sie sich zu Bakly. Die Nacht ist kurz, denn morgens jaulen die Wölfe am lautesten.



**MAKING-OF:** Als Fotograf Malte Radtki und Franziska Grillmeier mit Wolfsmischling Bakly im Böhmischem Wald auf Spurensuche gehen, tappen sie selbst in die Fotofalle. Den genauen Ort hält Wolfsbeobachterin Štěpánka Kadlecová streng geheim. Sie hat Angst, Wilderer könnten die Kamera stehlen

---

Text: Florian Niedermann  
Foto: Khadra Farah

# DIE Erd' ist seine Braut

Seit die Uranbergwerke der „Wismut“ stillstehen, ist das Erzgebirge ein Eldorado für Schwarzbefahrer. Die Suche nach wertvollen Mineralien oder Abenteuern treibt sie runter in die alten Gruben. Selbst ein Verbot konnte sie nicht abhalten. Doch jetzt stürzen immer wieder Teile der Bergwerke ein, und die Behörden machen immer mehr Zugänge dicht. Jörg Richter klettert weiterhin in den Schacht – und setzt dabei sein Leben aufs Spiel



„Die Erd' ist seine  
Braut“ heißt es im Lied  
„Beklagt den wackern  
Bergmann nicht“: Im  
Winterhalbjahr kraxelt  
Jörg Richter fast an  
jedem Wochenende  
stundenlang durch alte  
Bergwerke. Bisher blieb  
seine Freundin immer  
zu Hause

---

Erst mit Hammer und Meißel,  
dann mit dem Schraubenzieher bricht Jörg Richter  
Mineralien aus Stein





An einem Morgen im Juli verschwindet Jörg Richter in der Finsternis. Ulrike Peidl steht am Stacheldrahtzaun neben dem Schild „Lebensgefahr! Betreten verboten“ und beobachtet, wie ihn der Erdboden verschluckt. Zuerst die blauen Gummistiefel und Wathosen, dann die zerschlissene Bauarbeiterjacke, schließlich den roten Kunststoffhelm. Zwei Meter breit reißt hier, nahe der Stadt Wolkenstein, ein Loch den Wald auf, die losen Wurzeln am Kraterrand zittern im kalten Wind, der aus der Öffnung pfeift. Ulrike Peidl setzt sich den hellblauen Helm auf ihre roten Haare, schließt den Reißverschluss der Treckingjacke und klettert ihrem Freund hinterher. Sie ahnt nicht, dass sie sieben Stunden später nur mit Glück wieder ans Tageslicht herausrobben werden.

Das Loch führt in eine Welt, die sich unter dem Erzgebirge versteckt, ein Labyrinth aus senkrechten Schächten und horizontalen Stollen. Bergleute haben sie ab dem 16. Jahrhundert in den Fels gemeißelt, gebohrt und gesprengt, um dem Boden Schätze abzurufen: Silber, Metalle, später vor allem Uran.

Vor mehr als sechzig Jahren wurde dieses Bergwerk stillgelegt. Kurz nach der Wende stieg Jörg Richter zum ersten Mal hinein. Illegal. Seither kraxelt der bullige Maurer immer wieder durch das tausende Kilometer lange Stollennetz im Erz. Seine Freundin Ulrike ist heute zum ersten Mal dabei. Er will ihr zeigen, wo er sich an den Wochenenden rumtreibt, wo er die bunten Steine herauspickelt, die er in seinem Haus in Thalheim hortet.

Jörg Richter ist Schwarzbefahrer, Teil einer verschwiegene Gruppe von Bergbau-Verrückten, die ihre Freizeit am liebsten unter der Erde verbringen. Doch ihr Kosmos ist bedroht: Die Behörden verschließen immer mehr Zugänge. Und

immer wieder stürzen Schächte und Stollen ein. Trotzdem steigen sie, so oft es geht, hinab in den Bauch der Berge. Die einen wegen der wertvollen Mineralien, andere aus Abenteuerlust, manche aus Nostalgie. Sie alle riskieren dabei ihr Leben.

Jörg Richter und Ulrike Peidl stapfen vom Mundloch des „Stolln 41“ knapp 200 Meter in den Berg hinein. Acht Grad kalte Luft zieht von einer Schachtöffnung durch das Gewölbe. Vom Loch im Waldboden fällt nur wenig Licht ins Innere, der gelbbraune Boden ist bald nicht mehr zu erkennen. Die Wände sind nass, Wasser tropft im Lichtkegel der Stirnlampen von der Decke, die Luft riecht faulig. Immer wieder waten die beiden durch knietiefe Pfützen. Plötzlich ragen in sich verkeilte Baumstämme aus dem Wasser – alte Stützen, mit denen die Gangkreuzung ausgebaut wurde. Das Holz ist modrig, Faserbündel lassen sich von Hand ablösen. „Die Balken standen mehr als sechzig Jahre hier unten“, sagt Richter. Bei jedem Wort steigen vor seiner Helmlampe Atemwolken zur Stollendecke. „Irgendwann sind sie einfach zusammengebrochen.“ Er ist kein Mann vieler Worte, grummelt meist einsilbige Sätze. Nur wenn er über seine Unterwelt redet, sprudelt es aus ihm heraus: wie die Erzgänge im Berg verlaufen, wie in kleinen Hohlräumen bunte Mineralien entstanden, wie der finstere Irrgarten erst von Hand, später mit schwerem Gerät in den Berg getrieben wurde.

Den Stollen, durch den er und Ulrike Peidl sich vorarbeiten, sprengte die Wismut Aktiengesellschaft ab 1948 zwischen



**Mineralien: Die meisten Schwarzbefahrer haben eine Sammlung**



**Noch ist er nur mit Stacheldraht gesichert: ein alter „Wismut“-Schacht in Kohlau bei Wolkenstein**

Wolkenstein und Marienberg, knapp zwanzig Kilometer von der Tschechischen Grenze entfernt, in den Abhang zum Ufer des Flüsschens Zschopau. Die Sowjetische Besatzungsmacht hatte die AG kurz nach Kriegsende gegründet, um Uran für Stalins Atombomben zu fördern. Als die Kumpel in Sachsen und Thüringen „Pechblende“ – Uranoxid – fanden, begann im Erzgebirge unter sowjetischer Führung ein exzessiver Bergbau mit katastrophalen Folgen für Umwelt und Bergleute. Von 1946 bis 1990 förderte die „Wismut“ 231 000 Tonnen Uran. Zurück blieben Spitzkegelhalden aus Millionen Tonnen von strahlendem Gestein, offene Tümpel mit radioaktivem Schlamm aus der Erzaufbereitung und Radongas, das aus den unterirdischen Hohlräumen aufsteigt und sich durch feinste Ritzen den Weg in die Keller der Wohnhäuser sucht. Bis sich die Arbeitsbedingungen ab Mitte der Fünfzigerjahre besserten, bohrten die Kumpel unter Tage trocken, also ohne Einsatz von Wasser. Die Folge: Bis 2014 erkrankten laut Bundesamt für Strahlenschutz rund 17 000 von ihnen an Staublunge und 9 000 an Lungenkrebs.

Wer sich heute in den Berg traut, muss robust sein. Jörg Richter ist breit gebaut, hat kräftige Hände, und seine muskulösen Schultern lassen den Hals fast verschwinden. Über Tage bewegt er sich eher träge. Doch hier unten klettert der



Der Bergmannsgruß „Glück auf!“ ist im Erz allgegenwärtig

42-Jährige flink und scheinbar mühelos über die umgeknickten Holzstützen hinweg. Seine Freundin folgt ihm vorsichtig, sucht mit den Händen an den Wänden Halt und tastet sich mit den Füßen Schritt für Schritt voran. Wieder hundert Meter durch Schlamm und Pfützen, dann wird das Gewölbe enger. Am Ende des Stollens klettern sie eine kurze, steile Rampe aus Erde und Steinen hoch und zwingen sich durch eine Öffnung, so eng, dass sie gerade noch durchpassen.

Auf der anderen Seite blicken sie in einen fünfzehn Meter hohen Schacht, den die Kumpel entlang der mit Uranerz und anderen Mineralien gefüllten Klüfte im Gneis gesprengt haben. Als zwei Schwarzbefahrer in den Neunzigerjahren den verfallenen Zugang zum „Stolln 41“ freilegen wollten, erzählt Jörg Richter, sei die hölzerne Arbeitsplattform aus „Wismut“-Zeiten unter ihnen weggebrochen. Beide stürzten in die Tiefe. Dass sie unverletzt blieben, war reines Glück. „Wenn du dir hier unten was brichst, sieht es schlecht aus“, sagt Richter. Seine Stimme hat plötzlich einen warnenden Ton. „Dein Kumpel kann dich nicht den ganzen Weg nach oben rausziehen – und bis er Rettung herbringen kann, bist du wahrscheinlich schon erfroren.“

Heute hängen in dem Überhau, wie Richter den vier Meter breiten Schacht nennt, zwei Strickleitern aus Stahlseilen und Holzsprossen. Nach 20 Jahren haben sich an einem der Seile einzelne Drähte gelöst. „Aber die Sprossen sind noch gut“, sagt er – und klettert voran. Die Leitern halten. Zur Sicherheit lässt er von oben ein Kletterseil hinunter, das sich Ulrike Peidl zweimal um die Hüfte wickelt und verknottet; dann hangelt sie sich langsam nach oben. Ihr Körper spannt sich, um an den schaukelnden Seilen nicht ins Trudeln zu geraten. Links und rechts ragen Armierungseisen wie Nadeln aus der Schachtwand. Ein Absturz von den glitschigen Holzritten wäre verheerend. Nach fünf Minuten kommt sie oben im Gang „Kohlau“ an und kann durchatmen.

\*\*\*

Schwarzbefahren war bis 2002 illegal. Nach der sächsischen Polizeiverordnung „über die Abwehr von Gefahren aus unterirdischen Hohlräumen“, kurz Hohlraumverordnung, stand das unbefugte Befahren von Gruben als Ordnungswidrigkeit unter Strafe. Fälle, in denen jemand eine Buße zahlen musste, sind Jörg Richter nicht bekannt. Nur einmal sei er selbst fast erwischt worden. Als er mit Freunden aus einem selbstgegrabenen Schacht auf einer Weide ausfahren wollte, stand oben die Polizei. Die Schwarzbefahrer krabbelten wieder zurück in die Grube und stiegen an einer anderen Stelle aus. Ihre Autos holten sie am nächsten Tag. Das Verbot durchzusetzen, war unmöglich. Es wurde deshalb aus der Hohlraumverordnung wieder gestrichen. Heute setzt der Staat auf Eigenverantwortung: Wer unter Tage einfährt und in Not gerät, haftet selbst für den Rettungseinsatz.



Ulrike Peidl begleitet ihren Freund zum ersten Mal. Als Erinnerungsstücke nimmt sie sich einige violette Fluorit-Brocken mit



Streckenweise ist die Grube hüfttief geflutet. Richters Watstiefel wühlen gelbbraunen Schlamm auf

Jörg Richter und Ulrike Peidl sind inzwischen zwei Stunden unter Tage. Von der obersten von sechs „Wismut“-Sohlen wollen sie es auf die nächsttiefere hinunter schaffen. Dort glaubt Richter einige der Kostbarkeiten zu finden, die der Fels in sich birgt. Auf der linken Seite des Gangs „Kohlau“ fällt ein knapp hüft hoher Blindschacht steil ab. Richter schwenkt seine Stirnlampe auf eine Öffnung in der linken Schachtwand: „Da müssen wir rein.“ Auch diesmal geht er voran, sucht mit den Gummistiefeln auf dem staubigen Untergrund Halt. Steine lösen sich unter seinen Sohlen, kullern ins Nichts. Rutscht er ab, stürzt er fast siebzig Meter in die Tiefe. Nach vier vorsichtigen Schritten hat er es geschafft. Er streckt Ulrike Peidl einen Arm entgegen, um ihr in den Stollen zu helfen. Noch eine solche Rutsche, dann sind sie unten.

Hier reicht den beiden Schwarzbefahrern das eiskalte Wasser bis über die Hüfte, drückt ihnen die brusthohen Gummistiefel eng an den Körper. Mehrere hundert Meter waten die beiden durch den Berg, immer wieder müssen sie über hohe Schuttkegel klettern, die wie Inseln aus dem Wasser ragen. Sie haben sich unter mit Holz ausgebauten „Rollen“ aufgetürmt. Durch diese fast senkrechten Verbindungen zwischen zwei Stollen schütteten die Bergleute Erz und Abbaumaterial nach unten, füllten es in Hunten – metallene Förderwagen – und transportierten es auf Gleisen

**Steine lösen sich unter seinen Sohlen, kullern ins Nichts. Rutscht er ab, stürzt er fast siebzig Meter in die Tiefe**

„Denen ist nichts heilig.“  
Als Projektleiter beim säch-  
sischen Oberbergamt läßt  
Frank Rottluff immer wieder  
Schächte verschließen,  
die von Schwarzbefahrern  
genutzt werden



zum nächsten Förderschacht oder Mundloch. Viele Rollen stürzten mit der Zeit in sich zusammen, das Schuttmaterial liegt heute in den Sohlen darunter. Und jene, die noch intakt sind, könnten jederzeit kollabieren. „Das Holz nicht berühren!“, warnt Jörg Richter, als er durch eine der Ausbauten steigt. „Das ist alles morsch. Wenn hier etwas einbricht, sitzen wir in der Falle.“ Sie stapfen weiter. In einem Quergang zur Hauptstrecke findet er endlich das, was er sucht.

„Hier!“, sagt er triumphierend, als er ein karstiges Loch entdeckt. Er leuchtet mit seiner Stirnlampe hinein, hunderte violette Würfel glimmen auf. Einige winzig wie Stecknadelköpfe, andere so groß wie Zuckerstücke, überziehen sie fast die ganze fußballgroße Höhlung: eine Druse. Vulkanische Aktivität hat hier vor Millionen Jahren einen Hohlraum im Gneis aufgebrochen. Mineralhaltiges Wasser sickerte ein und verdichtete sich im Lauf der Zeit zu Fluorit-Kristallen.

Der sogenannte Flussspat ist sehr gefragt. Er kommt bei der Beschichtung von Gore-Tex-Kleidung und Teflon-Pfannen zum Einsatz. 2013 nahm die „Erzgebirgischen Fluss- und Schwerspatwerke GmbH“ (EFS) in Niederschlag bei Oberwiesenthal das erste neue Bergwerk seit 40 Jahren in Betrieb. Dort bauen die Kumpel Fluorit industriell ab. Weil die weltweite Nachfrage steigt, könnte sich die Produktion in Deutschland rechnen. Seit einigen Jahren erkunden Unternehmen aus Australien, Kanada, und Deutschland das Erzgebirge auch nach anderen Rohstoffen. Statt Uran oder Silber suchen sie heute Zinn für die Elektronik oder Indium für LED-Screens. Viele in der Region hoffen, dass der Bergbau wieder aufblühen und ein neues „Bergeschrey“ entstehen könnte.

Jörg Richter zückt Hammer, Meißel und Schraubenzieher und beginnt den Fels um die Druse herum zu bearbeiten. Immer wieder rammt er den Meißel mit harten Schlägen in den Stein, unterbricht, um mit dem Schraubenzieher Brocken auszuhebeln. Ulrike Peidl steht daneben, versucht mit ihrer Stirnlampe in den Hohlraum zu leuchten, reibt sich die Hände. Ohne Bewegung wird es schnell kalt im Berg. Nach fünf Minuten gibt Richter auf: „Der Quarz darum herum ist zu hart“, sagt er, während er sein Werkzeug wieder im Rucksack verstaut. So wie es aussehe, hätten schon andere Schwarzbefahrer versucht, die Druse herauszuschlagen – erfolglos. Immerhin, für Ulrike Peidl fallen einige Erinnerungstücke ab: kleine Steine, besetzt mit leuchtend violetten Würfeln. Zufrieden packt sie sie in ihre Jackentasche. Wenig später muss sie miterleben, wie hoch der Preis für diesen Schatz sein kann.

In den Neunzigerjahren hätten er und seine Freunde ganze Wochenenden unter Tage verbracht, sagt Richter und nimmt einen Schluck aus seiner Wasserflasche: „Da haben wir unten biwakiert und Steine rausgepickelt. Mit Notstromaggregaten, Elektrobohrern und Ventilatoren zur Bewetterung. Kistenweise Zeug rausgetragen, ohne zu wissen, was das alles wert ist.“ Die besten Stücke behielten die Schwarzbefahrer für ihre Sammlung, den Rest verschenkten sie. Oder sie verkauften

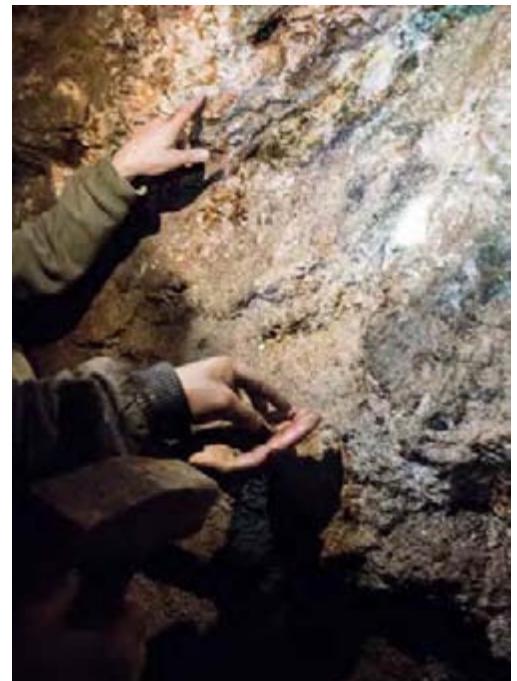
ganze Mineralienhaufen für zwei, dreihundert Euro an Händler. Dabei gingen schon damals einzelne schöne Fluorit- oder Barytbrocken an Mineralienmessen für hunderte Euro über den Tisch. „Wir wollten damit nie Geld verdienen. Das war immer ein Hobby.“ Um Steine geht es ihm beim Schwarzbefahren längst nicht mehr: „Hier unten habe ich meine Ruhe, kein Handy, keiner stört mich. Ich gehe runter und mache mein Ding.“

\*\*\*

Doch es ist fraglich, wie lange das noch möglich sein wird. Denn in den vergangenen Jahren hat das Oberbergamt in Freiberg viele Schächte, Mundlöcher und andere Tagesöffnungen vergittern oder sogar zubetonieren lassen. Das Amt ist seit 1991 die zuständige Behörde für den Bergbau in Sachsen. Unter seine Aufsicht fällt deshalb auch das Beseitigen der negativen Folgen der Rohstoffförderung – so etwa die der „Wismut“-Ära. Nach der Wende hinterließ die sowjetisch-deutsche Aktiengesellschaft Wismut (SDAG) offene Bergwerke und eine massive Umweltverschmutzung. Die Bundesrepublik wollte die meist strahlenverseuchten Anlagen sanieren und Gefahrenherde wie zur Oberfläche durchgebrochene Hohlräume unschädlich machen. Dazu gründete sie eine neue Wismut GmbH,



Die Wismut sanierte die strahlenverseuchte Halde in Kohlau



Von violett bis flaschengrün – in der alten Grube tritt Fluorit in verschiedenen Farben auf

deren Gesellschafter sie gleich selbst wurde. Aus politischen Überlegungen verzichtete Deutschland darauf, die Sowjetunion an den Sanierungskosten zu beteiligen. Der Bund stellte eine Summe von sieben Milliarden Euro zur Verfügung. Und die Wismut GmbH saniert noch heute – immer in Absprache mit dem Oberbergamt.

\*\*\*

Das Ergebnis sieht man auch in Kohlau bei Wolkenstein, direkt über der Grube, in der die beiden Schwarzbefahrer Jörg Richter und Ulrike Peidl unterwegs sind. Im Frühling ist dort, an der Erdoberfläche, ein unnatürlich ebenes Plateau entstanden. Frisch gesäter Rasen sprießt aus einer rötlichen Lehmschicht, mit der die Wismut die strahlenverseuchte Halde nach der Sanierung abgedeckt hat. Außerdem ließ sie mehrere Risse und Löcher in der Erdoberfläche zu betonieren. Die meisten waren entstanden, weil Überhau zusammenbrachen und die Erdoberfläche in die Hohlräume absackte. Eine Öffnung aber hatte Jörg Richter mit einem seiner Begleiter selbst gegraben und mit Holz ausgebaut. Durch



**Einsturzgefahr:  
In Annaberg sichert das  
Bergamt eine Grube**



**Nicht berühren! Jörg Richter klettert unter einer Stütze aus morschem Holz hindurch, auf der tonnenweise Geröll liegt**

dieses Loch hatten sie sich jeweils in einen Stollen aus dem 17. Jahrhundert abgeseilt und von dort in den Rest des Grubensystems. „Da hätte man einen Deckel drauf machen können. Einen zum Verschließen. So wären wir weiterhin reingekommen. Aber die mussten das unbedingt zusammeln“, schimpft Richter.

Unter der dicken Schicht Beton, im Inneren der Grube, ist er als Schwarzbefahrer radioaktiver Strahlung ständig ausgesetzt. Uranerz ist unter Tage in Kohlau zwar kaum mehr zu finden. Doch noch immer wabert durch den Stollen Radon, ein strahlendes Zerfallsprodukt von Uran- und Thorium, das aus dem Erdinnern durch Risse in die Hohlräume dringt. Das

geruchlose Gas und seine Zerfallsprodukte gelten als Hauptursache für die vielen Lungenkrebs-Erkrankungen unter den „Wismut“-Kumpeln. Je nachdem wie gut oder schlecht eine Grube bewettert – also belüftet – ist, kann die Konzentration des Gases sehr hoch sein. Für Bergleute hat der Bund eine maximale Strahlendosis von zwanzig Millisievert pro Jahr festgelegt. Ein Schwarzbefahrer wie Jörg Richter, der seit über zwei Jahrzehnten im Winter fast jede Woche mehrere Stunden durch eine Grube kraxelt, kann gut das Dreifache des Grenzwerts abbekommen. Unter die-

sen Umständen steigt das Risiko erheblich, an Lungenkrebs zu erkranken. Richter macht sich darüber wenig Gedanken, seine größte Angst ist es, verschüttet zu werden. Und wenn er über Strahlenschutz redet, dann nur im Zusammenhang mit den Behörden, die ihm Zugänge zu den alten Bergwerken verbauen.

Einer, der die Gruben dicht macht, ist Frank Rottluff, Projektleiter beim Oberbergamt, ein weißhaariger Mann mit einem freundlichen, leicht geröteten Gesicht. In Blaumann, Gummistiefeln und gelbem Grubenhelm klettert er – nur vierzehn Autokilometer vom Stollen in Kohlau entfernt – über Holzleitern unter die Erde zu seiner Baustelle. Mitten in Annaberg schaufeln drei Männer einer Bergsicherungsfirma Schlamm und Steine aus zwei engen, übereinanderliegenden Gewölben. Nur von Talglampen beleuchtet meißelten sich hier Bergleute im 15. Jahrhundert mit Schlägel und Eisen die Silbergänge entlang. Die Wände des Stollens überzieht noch immer eine feine Struktur wie Fischschuppen von ihren Schlägen auf den Fels. Nur vier Meter darüber steht heute ein Wohn- und Bürohaus. Die Grube muss dringend stabilisiert werden, sonst könnte sie einstürzen.

Solche Altbergbau-Stollen entstanden oft unter den Städten und sind nirgends verzeichnet. Darin hat sich ein Entwässerungssystem etabliert, das noch heute genutzt wird. Die untere Strecke soll zur Wasserführung deshalb sogar ausgebaut werden. Sie bleibt für Behörden und Bergsicherung begehbar. Den oberen Hohlraum lässt das Oberbergamt aber mit Beton vollpumpen – und dabei gleich auch den früheren Zugangsschacht: um „Gefahren für die öffentliche Sicherheit abzuwehren“.

Würde dazu nicht auch ein Gitter reichen? „Wir haben andere Maßstäbe als gewisse Bergbau-Enthusiasten“, sagt Rottluff mit ernstem Blick. Sicherheitsgitter würden von Schwarzbefahrern oft wieder aufgebrochen. Die schlimmsten seien die Mineraliensammler. „Denen ist nichts heilig“, wettet Rottluff. „Die reißen selbst Trockenmauern aus dem Mittelalter ein, um an Steine zu kommen.“ Außerdem schätzten viele von ihnen die Gefahren unter Tage falsch ein. Zu Unfällen komme es aber zum Glück nur selten. Eine Rettungsaktion wurde zuletzt 2011 nötig: Kurz vor Weihnachten blieben drei Schwarzbefahrer in Kohlau in einem sechzig Meter tiefen Schacht stecken. Siebzehn Feuerwehrmänner waren nötig, um sie zu bergen.

Wegen der Mineralien zieht es Jörg Richter schon lange nicht mehr unter die Erde. Seit Ende der Neunzigerjahre sammelt er Bilder. Aufnahmen davon, was für immer verloren gehen könnte. Auf seinem Computer, zuhause in Thalheim, archiviert er ordnerweise Fotografien und Videos. Kräftezehrende Kletterpartien in Schächte und Strecken, in die man schon damals kaum reinkam, Aktionen, bei denen er und seine Begleiter in Kohlau Grubenzugänge buddelten, Touren mit Gummibooten durch geflutete Strecken. „Wenn man irgendwann nicht mehr hier herunter kommt, bist du der Einzige, der das noch auf Video hat“, sagt Richter, während er unter Tage seinen Rucksack schultert.

\*\*\*

Er macht sich mit Ulrike Peidl auf den Weg nach oben. Mehrmals zweigen sie in den verwinkelten Gewölben ab. Neben einem hüfthohen Schuttkegel hält Richter an. Vor ihm, in einem Seitengang, biegen sich morsche Balken bedrohlich unter der Last riesiger Gesteinsbrocken. Weiter hinten liegen Reste der alten Konstruktion unter Geröll, das bis zur Decke des Hohlraums reicht. Ulrike Peidl bleibt zurück, als Jörg Richter über den Schutt ein Stück weit in den Seitenschacht klettert, um die verbrochene Strecke ausleuchten zu können. Da passiert es: Ein angelehnter Stützpfeiler hinter ihm löst sich. Mit einem dumpfen Knall, wie wenn ein Kunstturner auf Bodenmatten fällt, schlägt er auf dem lehmigen Untergrund auf. Richter bleibt stehen, reißt den Kopf herum und blickt entgeistert zurück zu seiner Freundin. Einzelne Steine und Staub fallen herab. Als es im Seitengang wieder ruhig ist, eilt Richter zurück in den Hauptschacht, raus aus der Gefahrenzone. Sekunden vergehen, eine gefühlte Ewigkeit, dann ist er in Sicherheit. Durchatmen. Es dauert einen Moment, bis er Worte findet: „Wenn da was eingebrochen wäre, lägen hier jetzt mehrere Tonnen Geröll.“ Sie hätten ihn erschlagen können. Oder einschließen. Er wäre erstickt. Denn Hilfe von außen wäre niemals rechtzeitig angekommen.

Um ans Tageslicht zurückzukehren, müssen die beiden durch einen Blindschacht zur obersten Sohle aufsteigen. An einem rostigen Wasserrohr ziehen sie sich nacheinan-

## Richter bleibt stehen, reißt den Kopf herum und blickt entgeistert zurück zu seiner Freundin. Steine und Staub fallen herab ...



Hat das Glück auf seiner Seite: Jörg Richter

der den schlammigen, steilen Schlitz hoch. Erschöpft kommen sie oben an. Zu Beginn der Tour ließ Ulrike Peidl ihren Lichtkegel immer wieder über die Grubenwände schweifen, suchte den Fels nach auffälligen Farben und Strukturen im Gestein ab. Jetzt richtet sie den Blick beim Gehen nur noch starr auf den Boden. Auf der rechten Seite taucht ein Schachtloch auf. Daneben ein violettes Kletterseil. Endlich! Es ist die obere Öffnung des Überhaus des „Stolln 41“, durch den die Schwarzbefahrer am Anfang hochgeklettert waren. Noch einmal konzentrieren beim Abstieg. Dann nur noch raus aus der Grube. In der Dunkelheit des Stollens taucht ein weißer Punkt auf. Schritt für Schritt wird

er langsam größer. Mit einem letzten Kraftakt erreichen die beiden Schwarzbefahrer das Loch, durch das sie vor sieben Stunden hineingerutscht sind.

Draußen ist es warm. Nur langsam gewöhnen sich die Augen an das Sonnenlicht. Ulrike Peidl und Jörg Richter gehen zum Jeep, den sie auf einer Weide in der Nähe abgestellt haben. Eben noch wäre er fast verschüttet worden, jetzt sagt Richter: „Ich kann mir mein Leben nicht vorstellen, ohne unter Tage einzufahren.“ Und wenn das Bergamt die Zugänge zu dieser Welt alle verbarrikadiert? „Dann buddeln wir uns irgendwo wieder rein.“



MAKING-OF: Die Recherche unter Tage brachte Fotografin Khadra Farah und Florian Niedermann an ihre Grenzen. Sieben Stunden klettern und waten. Am Ende können sie sich kaum mehr auf den Beinen halten. Und jetzt noch ein Selbstporträt? Aber nur im Sitzen

---

Text: Julia Jürgens  
Foto: Maria Rohweder

# Im Reservat der Eichert- Indianer

Das Stadtbild von Aue prägen drei Hochhausblöcke auf einem Berg. Einst wohnten hier die Privilegierten der DDR-Gesellschaft. Wer lebt dort heute? Autorin Julia Jürgens zog für drei Wochen in die Platte



---

Nur freitags ist in der Geisterbar was los. Dann schaltet Zato die Lichtenanlage an und gibt den Cowboy an und gibt den Cowboy



**„Wenn die nicht das ganze Uran genommen hätten, um eine Atom-bombe zu bauen“, sagt Uw, „dann wären wir heute reicher als Dubai“**



Manhattan sagen manche der Bewohner zum Plattenbau. Andere nennen ihn die Chinesische Mauer

# 1

## Geisterbar

\*\*\*

Es ist kurz vor Mitternacht, als Zato seinen Cowboyhut von der Wand nimmt, die Sonnenbrille aufsetzt und mit dem Mikro in der Hand hinter dem Tresen hervorkommt.

Wenn wir schonmal internationale Gäste haben, hat einer gesagt. Zato hat sich eine Weile bitten lassen, aber so oft bittet ihn niemand. Und so oft kommen auch keine Gäste, schon gar nicht von so weit aus dem Westen wie ich. Sie sind hier eigentlich unter sich, Maus, Uw, Schacke, Kirsche, Zato und die anderen, die so heißen, wie man nur heißt, wenn man schon einiges zusammen erlebt und getrunken hat.

Die Eichert-Schänke in Aue gibt es schon seit der Wende nicht mehr, es hängt nur noch das Schild draußen. Nach der Wende war sie erst ein bulgarisches, dann ein chinesisches Restaurant, und dann ist sie abgebrannt. Seitdem ist das Haus mit Brettern verriegelt. Dass es im Keller eine Bar gibt, wissen nur die, die regelmäßig herkommen. Auch wie sie heißt, Geisterbar, das steht nur über dem Tresen. Seit acht Jahren ist Zato der Wirt.

Zato heißt so nach Emil Zátopek, einem tschechischen Langstreckenläufer aus den fünfziger Jahren, obwohl er hinter der Theke schon im Stehen ins Schwitzen kommt. Wenn er seinen Hut aufsetzt und singt, wird Zato zum Eichert-Cowboy. Eigentlich ist er aber Eichert-Indianer. Alle, die auf dem Ei-

chert aufgewachsen sind, werden so genannt. Warum, weiß niemand genau.

Zato singt von Canyons, wilden Wölfen und Pferden, und weil die Anlage fiept, muss er nochmal hinter den Tresen, neu aussteuern, er singt aber einfach weiter und wandert durch seine Bar wie ein Showmaster durchs Fernsehstudio. Auch wenn es nur ein paar Schritte sind bis zur Sitzecke, die vor Rauch wabert und wieder zurück: Es ist Zatos Auftritt. Zwei Frauen tanzen eng umschlungen, und die bunten Lichter der Disko-Kugel wandern vom Teppichboden über die vom Bier glänzenden Gesichter reihum und weiter zu den BSG-Wismut- und FC-Aue-Schals, die an den Wänden hängen. Den Refrain singen alle mit. *Das Gold der Berge ist die Freiheit*. Das ist ihr Lied, auch wenn das Gold in den Rocky Mountains liegt und nicht hier im Erzgebirge.

Das Gold im Erzgebirge hieß Uran. „Da fängt es an“, sagt Uw, der eigentlich Uwe heißt. Mit den Russen. Und mit der Wismut. Wie die das Land verwüestet haben, den Boden aufgerissen und alles rausgeruppt. „Wenn die nicht das ganze Uran genommen hätten, um eine Atombombe zu bauen“, sagt Uw, „dann wären wir heute reicher als Dubai.“

\*\*\*

Die Eichert-Indianer waren einmal der angesehenste Stamm von Aue. Man schaute zu ihnen hoch, schon weil sie auf dem höchsten Punkt der Stadt lebten: Auf dem Eichert, am gleichnamigen Bergmassiv gelegen, 564 Meter über dem Meeresspiegel. 1982 entstand hier, in bester Wohnlage am Waldrand, der größte Plattenbau von Aue. Drei Riegel, je vierzig Meter hoch, hundertzwanzig Meter lang und zwölf Meter breit. Mit 562 Wohnungen auf elf Geschossen, in Hanglage.

Die Eichert-Indianer waren anfangs etwas eingeschüchtert von dem architektonischen Monstrum. Es nahm denen, die oberhalb wohnten, die Sicht, und denen unterhalb die Sonne. Aber sie waren auch stolz auf diesen Bau, der

die Kleinstadt Aue ein bisschen größer machte. Unser Manhattan, sagten sie. Dabei war es eher ein Dorf: mit mehr als tausend Bewohnern, einem Kindergarten, einem Arzt, einem Friseur, einem Spielplatz und einem Fußballfeld.

Heute ist diese Skyline das ungeliebte Wahrzeichen der Stadt. Wenn Medien über rechtsradikale Umtriebe in Aue berichten, zeigen sie die Betonblocks vor Erzgebirgspanorama. Ein Unort, zwischen Kleingärten und Kiefern aufragend wie eine schaurige Burg. Was sich hinter den Mauern verbirgt, kann sich jeder vorstellen, weil er es in Plattenbauten und Hochhaussiedlungen ohnehin vermutet: Verwahrlosung, Vereinzelung, Wut.

An einem Samstagabend im Juli stelle ich meinen Koffer vor der Solinger Straße 7 ab, krame aus einem mit Zahlenschloss gesicherten Kästchen den Schlüssel und öffne die Tür im Erdgeschoss links. Hier werde ich in den nächsten drei Wochen wohnen. Zwei Zimmer, möbliert, ohne Balkon.

# 2

## Der erste Tag

\*\*\*

Der Block in dem ich wohne, hat die Hauseingänge 1, 3, 5, 7 und 9 mit jeweils 40 bis 44 Wohnungen. Knapp 150 Fenster zähle ich am ersten Abend, viele wirken, als lebe dahinter kein Mensch. Wo Gardinen hängen, sind sie zugezogen. Das ist das erste, was mir auffällt.

Der Klingelanlage nach habe ich vierzig Nachbarn, aber aus den Wohnungen über mir höre ich keinen Laut.

Trotz der dünnen Wände, kein Husten, keine Schritte, keine Klospülung. „Sind ein paar Leichen dabei“, sagt ein grauhaariger Mann, den ich am nächsten Morgen am Hauseingang treffe. Herr Thiele, stellt er sich vor, drei Wochen noch, dann ist er Rentner. „Die lassen die Namen stehen, damit nicht auffällt, wie viel hier leer steht.“ Er fährt mit dem Zeigefinger die Klingelschilder ab: Herr Korb, vor fünf oder sechs Jahren gestorben. Frau Oettel auch. Die Seemanns alle beide, er weiß nicht wann. Der Richter, Horst: tot, der Thiele, Heinz: tot, sein Vater, übrigens.

Er selbst, Horst Thiele, hat keine Zeit und auch nichts zu erzählen. Ich soll es mal beim Wiesner probieren, der wohnt hier seit Anfang an. Herr Thiele steht noch eine Weile vor dem Hauseingang und fingert an dem langen Schlüsselband, das aus seiner kurzen Hose hängt. Bevor ich mich traue, ihn zu fragen, warum im ganzen Block die Bewohner, lebendig oder tot, nur deutsche Namen haben, geht er zurück in seine Wohnung.

Die Anlage rund um die Häuser sieht gepflegt aus. Ein Gehweg, gesäumt von Tannen, Linden und Kastanien. Davor der Parkplatz und eine Bushaltestelle. Der Parkplatz ist das Zentrum im Plattenbau-Ensemble. Wie die Dorfmitte. Wenn es ein Dorf wäre. Gerade fährt laut bimmelnd der Engelswieser Frischdienst ein, ein Supermarkt auf Rädern, und klappt seine Verkaufstheke auf.

Von der Bank der Haltestelle schauen drei ältere Damen zu. Sie haben Sitzkissen mitgebracht. Eine davon ist Evelyn Arnold, 65. Hier ist mehr los als auf ihrem Balkon, der nach hinten zum Wald rausgeht. „Immer nur das olle Grün“, sagt sie und winkt ab. Gerade wartet sie auf ihren Freund aus Schneeberg. Wann er kommt, weiß sie nicht genau. Vielleicht heute, vielleicht morgen. Ich werde sie hier die nächsten drei Wochen oft sitzen sehen, meist in Gesellschaft. Immer, wenn die Sonne scheint. Auch sonntags, wenn der Bus gar nicht fährt.



*Klaus Wiesner,  
Solinger Straße 7, 7. Etage*

\*\*\*

Ich stehe unangemeldet vor der Tür, aber Klaus Wiesner führt mich herein, als hätte er mich erwartet. Eine Kristallvase mit Schnittblumen steht auf dem Tisch im Wohnzimmer, daneben eine Kristallschale mit polnischen Pralinen. Alles sieht aus, als sei es einmal vor langer Zeit für Gäste hergerichtet und in diesem Zustand erhalten worden.

„Sie haben Glück, dass Sie mich noch erwischen“, sagt er gut gelaunt und holt zwei gekühlte Mineralwasserflaschen aus der Küche. In ein paar Tagen fährt er nach Karlshagen an die Ostsee. Dort verbringt er fast den ganzen Sommer in seinem Wohnwagen. Klaus Wiesner ist Dauercamper und Rentner. Bis '91 war er Volkspolizist, dann hat er gekündigt, mit knapp fünfzig Jahren. Wegen der Unsicherheit, sagt er, und ist ein wenig verlegen, das zu erklären: Er habe sich freiwillig von der Gauck-Behörde überprüfen lassen, und da sei alles in Ordnung gewesen. Aber er hat viele Polizei-Rapporte ans Ministerium für Staatssicherheit unterschrieben, „da stand eben mein Name drauf.“ Einer möglichen Entlassung wollte er so zuvorkommen. Danach hat er auf Versicherungen umgestaltet.

Wiesner bereut das bis heute. Er war gern Polizist, unterwegs auf Streife durch Aue oder im Dienst-Wartburg über die Dörfer. Auch seine Frau Helga hat bei der Polizei gearbeitet. 1964 haben sie geheiratet, am Tag der Volkspolizei, am 1. Juli. Seine Frau ist im vergangenen Sommer gestorben.

Klaus Wiesners Hörgerät beginnt zu fiepen, er nimmt es heraus und rollt es in einer Hand hin und her.

„Wir hatten viele Feste damals, auch hier im Haus“, sagt er. Aus dieser Zeit sind nur ein paar Nachbarn geblieben, Herr Matthes zum Beispiel, mit dem er manchmal an die Ostsee fährt. Als Wiesner 1982 als einer der ersten Mieter einzog, kannte er noch alle im Haus. Die Kinder spielten zusammen, die Männer mähten samstags den Rasen und tranken abends im Clubraum ein Bier. Der Clubraum im Erdgeschoss, wo heute Sperrmüll steht. Jedes Haus hatte so einen.

„Die Wohnung war wie ein Lottogewinn. Wir haben ja vorher in Löchern gehaust, mit Plumpsklo“, sagt er. Er wohnt immer noch gern hier. Wegen der Nachbarn. Und dem Ausblick. Bis rüber nach Lößnitz zum Katzenstein kann er bei gutem Wetter sehen.

„Kennen Sie überhaupt das Erzgebirge“, fragt er zum Abschied. „Wir könnten Sonntag einen Ausflug nach Eibenstock machen.“

Am 8. Januar 1982 stand eine lange Schlange von Schaulustigen frierend in der Solinger Straße. Sie warteten darauf, einen Blick in die neuen Wohnungen zu werfen. Wohnungen mit Heizung, Warmwasser und Klospülung. Einige wollten auch nur mit dem Fahrstuhl hinauf in den 11. Stock fahren. Endlich beendete der Bürgermeister, Genosse Gotthold Scheinplflug,

---

Vor der Wende hing oft eine Nebelglocke über Aue. Seit die Bergwerke stillgelegt sind, ist die Aussicht für Klaus Wiesner besser geworden

**„Die Wohnung war wie ein Lottogewinn. Wir haben ja vorher in Löchern gehaust, mit Plumpsklo“, sagt Klaus Wiesner**



In der Solinger Straße 11 haben sich die älteren Bewohner den Hausflur gemütlich eingerichtet

seine Rede zur feierlichen Einweihung des Plattenbaus: Mit einem Lob an alle Werktätigen, die zum Planziel der Partei – 100 000 neue Wohnungen pro Jahr – ihren Teil beigetragen hatten.

Er erwähnte nicht, wie zu Beginn der Bauzeit die russischen Lastwagen mit den tonnenschweren Platten der Wohnungsbauserie 70 am Fuß des Eichert steckengeblieben waren. Und dass es erst eilig importierten LKWs der Marke Mercedes gelang, die Beton-Elemente den Berg hoch zu transportieren.

Für wen sich der Traum vom sozialistischen Wohnen erfüllte, hing von der Zahl der Kinder, der Wohnsituation und der Linientreue der Bewerber ab. Mit wenigen Ausnahmen waren es Genossen: SED-Funktionäre, Volkspolizisten, Lehrer, Erzieher, Schichtarbeiter, Bergarbeiter und Fußballspieler des BSG Wismut Aue. Auch Stasi-Mitarbeiter waren darunter.



*Sylva Wöstmann,  
Solinger Straße 7, 3. Etage*

„Wir sind Vaterlandsverräter“, sagt Sylva Wöstmann gleich an der Tür, „und Christen. Ich weiß nicht, ob Sie sich trotzdem für unsere Geschichte interessieren?“ Sie drückt mir ein Paar rote Hausschuhe in die Hand und zeigt mir auf dem Weg in die Küche auch gleich das Wohnzimmer mit Laminat, weißen Einbauschränken und hellgrauem Sofa. Hell und freundlich sieht auch Sylva Wöstmann aus, mit langen blonden Haaren, noch keine 50.

Vaterlandsverräter waren sie, ihr Mann und ihre Tochter nur fünf Tage lang. Als sie am 4. November 1989 über den tschechisch-deutschen Grenzübergang Pomezí-Schirnding in den Westen flüchteten. Fünf Jahre später kehrten sie aus Karlstadt bei Würzburg mit zwei weiteren Kindern nach Aue zurück.

Mit inzwischen sechs Kindern wohnen sie in der Solinger Straße 7 auf vier Etagen verteilt: Familie Wöstmann-Ottenberg mit drei Kindern in der 3. Etage, die Töchter Marie, 25, und Olivia, 31, sowie Sohn Nico, 20, im 4., 5. und 6. Stock. Eins höher wohnt noch ihr Onkel Klaus Wiesner und über ihm Oma Gieschler.

„Eine Großfamilie in einem Haus, wo würde das sonst gehen?“, fragt Sylva Wöstmann. Die Platte, naja, wie eine Mauer sehe die von weitem aus, ein bisschen Farbe würde nicht schaden. Aber 90 Quadratmeter für 500 Euro finde man sonst nirgendwo in Aue.

Und überhaupt, Aue: Das Freibad, der Mini-Zoo, der Mulderadweg, zählt Tochter Olivia auf, „das kann nicht jede Stadt bieten.“ Sie weiß, was andere über Aue denken. Wegen der Medien, die nur über Ereignisse wie den Sternmarsch der Rechten im vergangenen Jahr berichteten. „Normale Menschen wie uns gucken die sich nicht an“. „Vielleicht leben wir hinterm Mond“, fügt ihre Mutter hinzu, „aber wir sind eigentlich ne ganz idyllische Provinz.“



*Irmfried Andreas,  
Straße der Freundschaft 9, 7. Etage*

\*\*\*

Ab acht Uhr abends ist draußen kaum mehr jemand zu sehen, nur Frau Müller geht noch mit ihrem alten Hund spazieren, der alle paar Meter stehenbleibt. Frau Müller, die immer freundlich grüßt und lächelt, obwohl ihr Mann vor Jahren aus dem zehnten Stock gesprungen ist, der einzige Todessprung, an den sich die Plattenbaubewohner erinnern.

Und bei den Garagen sitzt noch jemand. Auf einem Campingstuhl, halb in der Garage, halb draußen. Irmfried Andreas oder besser: Andreas, Irmfried, wie er sich vorstellt. Pensionierter Lokführer. Die Beine ausgestreckt, in kurzen Sporthosen und Sandalen, liest er ein Anzeigenblättchen. Neben sich ein elektrischer Heizkörper, auf dem er im Winter sein Altenburger Pils aufwärmt. Er sitzt hier zu jeder Jahreszeit. „Ist doch ein herrlicher Ausblick!“, sagt er, lehnt sich nach hinten und zieht sein hoch gerutsches T-Shirt zurück über den Bauch.

Sein Blick schweift zu den Garagen gegenüber. Die hat er selbst gebaut. 205 insgesamt. Nicht er allein, versteht sich, sondern gemeinsam mit rund zweihundert Garagen-Anwärttern aus ganz Aue. Nach Feierabend und am Wochenende haben sie zwei Jahre lang geschuftet. 1987 waren sie fertig. „Was da geleistet wurde, kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen“, sagt er und legt seine Zeitung weg. „Material gab’s nicht, war ja Planwirtschaft.“ Also mussten sie alles selbst beschaffen, Zement, Holz, Beton, Ziegel. Und das ging nur über Tauschgeschäfte: drei Tage Bäume pflanzen in Wildenthal für



Der Spielplatz war dreimal größer und voller Kinder, als sie klein waren, erinnern sich Madlen Ottenberg (re.) und ihre Schwester Olivia

zehn Quadratmeter Holz. Eine Waschmaschine gegen zehn fertige Holz-tore. Eine Garage hat 6000 Ost-Mark gekostet, fast soviel wie ein Trabi. Andreas besaß eine, lange bevor er ein Auto hatte. „Heute haben manche kein Auto mehr, aber die Garage haben sie immer noch“, sagt er. Als Hobbyraum oder für Sperrmüll.

Mit den Garagen hat ein Stück DDR überlebt: Es gibt den Garagengemeinschaftsverein, der zwei Mitgliederversammlungen pro Jahr abhält. Einen Garagengemeinschaftsvereinsvorsitzenden und sechs Garagenreihenvorstände – jede Garagenreihe mit 36 Garagen hat einen eigenen Vorstand. Der koordiniert die Garagengemeinschaftsvereinsarbeitseinsätze, die zweimal im Jahr stattfinden. Da machen sie Ordnung, lackieren Holz-tore oder flicken die Dachpappe, sagt Andreas.

Jeden Mittwoch und jeden Sonntag trifft sich die Garagenreihe 1, zu der er gehört. Im Sommer vor, im Winter in den Garagen. Ein harter Kern von fünf oder sechs Leuten, alles Rentner. Sie trinken ein paar Bier und planen gemeinsame Ausflüge. Der nächste geht zur Seehundaufzuchtstation nach Friedrichskoog an die Nordsee.

**Eine Garage hat 6000 Ost-Mark gekostet, fast soviel wie ein Trabi. Irmfried Andreas besaß eine, lange bevor er ein Auto hatte**

Die Garage ist sein zweites Wohnzimmer: Irmfried Andreas liest hier jeden Tag seine Zeitung, auch im Winter



In einer leerstehenden 1-Zimmer-Wohnung hat die Bäckerei Schellenberger eine Verkaufsstelle eingerichtet



Günter Friedrich könnte eine Chronik des Plattenbaus schreiben, so gut erinnert er sich an alles, was sich im Haus seit 1982 ereignet hat

**„Gucken Se, wie's aussieht, das Gras wächst rein, ruf ich wieder an, schicken se wieder sechs Mann raus, aber ich hab bald keine Lust mehr“**

# 6

Günter Friedrich,  
Solinger Straße 3, 10. Etage

\*\*\*

Günter Friedrich, die Hose weit über die Taille gezogen, läuft mit schnellen Schritten voraus am Haus entlang. „Die Fichte hier zum Beispiel“, sagt er, und schaut blinzeln in die Höhe. „die habe ich selbst gepflanzt. Auch den Flieder da,“ er zeigt auf einen Baumstrunk am Boden, „der hat mal herrlich geblüht.“ Bis sie ihn abgeschnitten haben dieses Jahr. Ein Missverständnis, hat die Wohnungsbaugesellschaft gesagt, aber Günter Friedrich begreift nicht, wie man Bäumebeschneiden so missverstehen kann. Er hat geschimpft, bis sie vier neue Büsche gepflanzt haben, immerhin, sagt er.

Seit die Wohnungsbaugesellschaft für die Grünanlage zuständig ist, läuft vieles nicht mehr so, wie es sich Günter Friedrich vorstellt. „Ich bin der letzte aus der Hausgemeinschaftsleitung“, erklärt er ein wenig stolz. Er sieht streng aus mit seinen 70 Jahren, wie der Schuldirektor, der er einmal war, mit einem Hauch Schalk in den Augen. Bürgermeister des Plattenbaus, nennen ihn manche.

Die Hausgemeinschaftsleitung war ein wichtiges Organ. Sie sorgte dafür, dass alles instandgehalten und wenn möglich verschönert wurde, und das taten die Mieter selbst: Zum Beispiel Bäume pflanzen oder Entwässerungsgräben ziehen; auch die Treppe vom Parkplatz zum Kindergarten haben sie gebaut. Deshalb regt sich Günter Friedrich auf, wenn das Gelände nicht gut erhalten wird und ruft bald täglich unten im Rathaus an. „Gucken Sie, wie's aussieht, das Gras wächst rein,

ruf ich wieder an, schicken sie wieder sechs Mann raus, aber ich hab bald keine Lust mehr“, sagt er. Er blickt auf den Spielplatz, der Mehrgenerationenspielplatz heißt, seit dort ein Stepper und zwei Massagegeräte für Senioren stehen, und schüttelt den Kopf.

Für das Haus Nummer 3, wo er in der 10. Etage wohnt, besitzt er noch die Schlüssel zu den Gemeinschaftsräumen. Er hätte sie längst abgeben müssen, aber wen kümmert es, es braucht sie ja niemand mehr. Nur er geht ab und zu noch runter in den Keller. Da ist der Hobbyraum mit der alten Werkbank, darüber eine Leiste mit Hämmern und Zangen und an der Wand Pin-Ups aus den 80er Jahren. Nicht von ihm, sagt er schnell, aber doch ganz hübsch?

Der Waschkeller wurde nach der Wende als erstes geschlossen. Plötzlich hieß es: Wer bezahlt eigentlich den Strom? Die Stadt wollte Geld, aber keiner bezahlen, „und da war es mit der Gemeinschaft vorbei“, sagt Friedrich. Dann entschuldigt er sich, er ist zum Mittagessen verabredet, bei Frau Paul aus der Nummer 1. Sie kocht heute, morgen ist er dran. Sie wechseln sich jeden Tag ab, sagt er, seit seine Frau im vergangenen Jahr gestorben ist.

# 7

Bäckerei, Solinger Straße 11

\*\*\*

Wenn ich morgens Brötchen hole, steht in der 1. Etage der Nummer 11 schon eine Schlange im Flur. In einer leerstehenden Ein-Zimmer-Wohnung hat die

Bäckerei Schellenberger eine Verkaufsstelle eingerichtet. Mehr als drei, vier Kunden passen nicht vor die Theke. Auf dem Flur warten viele der meist älteren Leute mit Stoffbeuteln, manche in Hausschuhen. „Du warst gestern noch bei der Rosi, ich hab deinen Rollator vor der Tür gesehen“, sagt eine ältere Dame in Kittelschürze zu der Frau vor mir. „Ich wollt mal schauen, was sie macht“, sagt die, und erinnert daran, dass es heute bei ihr um drei Uhr Kaffee gibt. Weil sie ihren Geburtstag nachfeiert, letzten Samstag ist sie 95 geworden.

Iris Reibrich, die Bäckerei-Verkäuferin, kennt viele, die kommen, mit Namen. Sie weiß auch, was sie kaufen werden: Zwei weiße Semmeln für die Schneider-Ella, zwei weiße Semmeln und eine BILD für Frau Schott. „Morgen wieder das Gleiche?“, fragt sie und notiert die Vorbestellungen. Was nicht nötig wäre, weil von allem genug da ist. Aber die Vorbestellungen sind den Kunden wichtig, wie ein Termin für den nächsten Tag.

Die Nummer 11 ist der altersgerechte Block, schon zu DDR-Zeiten so geplant, mit zwei Fahrstühlen, einem Extra-Eingang für Rollstuhlfahrer, einem Arzt, den es heute nicht mehr gibt und einem Friseur. Die Wohnungen sind kleiner als in den anderen Häusern und haben Nummern an den Türen. Rollatoren, Yucca-Palmen und Kakteen stehen davor, manchmal auch Stühle und Sessel. Ein nach außen gelagertes Wohnzimmer, wo die Alten bereden, was es Neues gibt seit gestern: das Wetter, oder wer gestürzt ist letzte Nacht.

Wenn sie sich nicht mehr selbst versorgen können, übernimmt ein privater



Ein Wohnmodell der Zukunft? Die drohende Altersarmut könnte der Plattenbau auffangen – mit günstigen Mieten und einer Betreuung durch Pflegedienste vor Ort



Pflegedienst die Betreuung, sein Büro liegt gleich gegenüber der Bäckertheke. Kornelia Zöbisch, Ende 50, in grünem Kittel und Leopardenleggings, sitzt dort ein wenig abgekämpft an ihrem Schreibtisch. Sie betreut mit zehn Mitarbeitern rund 35 Bewohner im Haus. Einige müssten eigentlich in ein Pflegeheim, sagt sie, aber eine Wohnung in der Platte sei eben günstiger als ein Platz im Heim.

# 18

*Auer Wohnungsbaugesellschaft mbH*

\*\*\*

164 Euro kalt für 35,5 Quadratmeter. Gut geschnitten und ideal für eine schmale Rente. Matthias Kunz, Geschäftsführer der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, blickt von dem Stapel Papier auf, den er vor sich auf dem Bürotisch zusammengeschoben hat und legt seine Fingerspitzen zu einer Merkel-Raute zusammen. Er möchte nicht zynisch klingen, sagt er, aber das sei eigentlich ein Wohnmodell der Zukunft. In zehn Jahren wird sich die Einwohnerzahl von Aue im Vergleich zur Vorwendezeit halbiert haben. Immer weniger, aber immer mehr alte Menschen werden in der Stadt leben.

„Es ist statistisch nachgewiesen“, sagt er umständlich und mit hochgezogenen Schultern, als sei er dafür mitverantwortlich, „dass wir auf eine gewisse Altersarmut zugehen. Für diese Situation sind wir mit den Elfgeschossern ganz gut gerüstet.“ Besser als die Altbauten in der Innenstadt, die keine Fahrstühle und höhere Mieten haben.

Knapp dreißig Prozent der Wohnungen in der Solinger Straße stehen leer. Das liege auch daran, sagt Kunz, dass die Wohnungsbaugesellschaft genau prüft, wer einzieht. Wenn sich eine Familie mit drei Kindern und zwei Hunden bewerbe, schaue man schon genauer hin. Und bei Asylbewerbern auch. „Wenn wir die reinnehmen würden, wäre der Block voll.“

Bisher haben sie sich dagegen entschieden. Das dürfe man nicht falsch verstehen. Aber so viele junge Männer unter sich – da gebe es immer Radau, das sei bei Deutschen ja nicht anders. „Wir wollen auch unsere Mieter nicht verärgern“, sagt er. Die fühlten sich da oben ohnehin vernachlässigt. Der Eichert sei ein attraktiver Standort, aber die Infrastruktur baue immer weiter ab. Die Grundschule hat gerade vor den Sommerferien geschlossen, die Läden schon seit Jahren: die Kaufhalle, die Gemüsehandlung Schubert, die Fleischerei, die Post und die Arztpraxis. Übriggeblieben ist nur ein kleiner Konsum.



Ulrikes Kaufmarkt

\*\*\*

In „Ulrikes Kaufmarkt“ liegen die Waren wie Kunstwerke in den Regalen. Jede Tütensuppe und jeder Bockauer Magenbitter-Likör für sich. „Kein Rundgang ohne Korb“ steht am Eingang, aber die meisten Kunden brauchen keinen, weil das, was sie kaufen, in eine Hand passt. Das Glas Apfelkompott zum Beispiel, mit dem eine Kundin gerade zur Kasse läuft. Ulrike Peuser beobachtet sie vom Kühl-

regal aus. „Wenn man die Leute ein bisschen warten lässt, kaufen sie manchmal noch was“, sagt sie. Es ist trotzdem zu wenig, um den Laden zu halten. Nächstes Jahr muss sie ihn schließen.

Wie eine Nachlassverwalterin sitzt sie hinter der Kasse. Was soll sie ihren Kunden sagen, wenn sie aufhört? Sie seufzt, kurz stehen ihr Tränen in den Augen, aber dann schüttelt sie energisch den Kopf. „Es macht auch keinen Spaß mehr“, sagt sie.

Seit 1973 betreibt sie das Lebensmittelgeschäft, das damals noch Konsum hieß und seit 1991 ihr gehört. Jeden Tag ist sie dreizehn Stunden im Laden, auch samstags. Auch an ihrem Geburtstag, vergangene Woche ist sie 64 geworden. Während sie spricht, federt sie auf Turnschuhen von einem Regal zum anderen, und legt den Birne-Vanille-Tee, den jemand verrückt hat, wieder in Position.

„Aus der Platte kommen immer weniger Kunden“, sagt sie. Wenn in ihrer Wochenabrechnung wieder 50€ fehlen, weiß sie, dass noch einer weg ist: im Pflegeheim, gestorben oder weggezogen zu den Kindern.



Uwes Laube

\*\*\*

Von „Ulrikes Kaufmarkt“ den Forstweg weiter hoch, rechts rum, beginnen die Kleingärten. Fast jeder aus dem Plattenbau hat hier eine Laube. Auch Uw aus der Geisterbar. Er holt mich am Eingang ab und läuft über den schmalen Rasenflur zwischen den Gärten voraus bis zum letzten Grundstück.

Es grenzt direkt an den Wald, manchmal verirren sich Wildschweine hierher, Menschen seltener. Auf sein Gartenhaus hat er einen zweiten Stock gesetzt, in dem man nicht stehen, aber schlafen kann. Auch den Pool hat er selbstgebaut, sechs mal drei Meter, mit professioneller Filteranlage. Für 7000 Euro hat sich Uw in klein geschaffen, was in groß nicht zu haben war: ein Haus mit Swimmingpool, in dem er den Sommer über lebt, bis sie ihm im Oktober das Wasser abdrehen. Dann zieht er zurück in die Platte, in den 9. Stock.

Heute sind Freunde gekommen, Lüde, Frank und Jens. Uw bringt vier Köstritzer und einen Rebling-Sekt mit Peach-Geschmack auf die Terrasse. „Den gibt's grad für einsneunundsiebzig beim Simmel“, sagt er. Nicht unhöflich, einfach rundheraus, so wie er erklärt, warum er sich von seiner Frau getrennt hat: Bumsfaul, sagt er. Sie, nicht er.

In seiner Welt hat alles eine eindeutige Bedeutung, auch wenn er über die Mittelschicht schimpft und damit die Arbeitszeit zwischen Früh- und Spätschicht meint.

„Eine Runde Dart?“, fragt er. Wir spielen von 301 Punkten abwärts. Als mein Pfeil in den schwarzen Rand der Scheibe trifft, ruft Uw „Neger“, und Lüde erklärt, als er meinen Blick bemerkt, das habe nichts mit Rechtsradikalismus zu tun. Ab dann sagt Uw „Lakritze“, wenn ich daneben werfe. Aus dem Lautsprecher dröhnt Radio Erzgebirge mit den Nachrichten und einer Meldung zum Ende der Sommerferien in Aue: „Das neue Schuljahr beginnt für die Kinder auf dem Eichert morgen in einer neuen Schule, der Pestalozzi-Schule in der Schwarzenberger Straße.“



Ulrike Peuser träumt davon, mit ihrem Mann nach Ostfriesland auszuwandern und dort noch einmal einen Laden aufzumachen. Oder ein Café

„Dass sie die Schule dichtmachen, ist ein Wahnsinn,“ sagt Lüde und hält beim Werfen inne, „da krieg ich echt Gänsehaut.“ Es ist die Schule, die er, Uw und Frank als Kinder besucht haben, „die schönste der Welt“. Mit Schafen, Pferden und einem riesigen Garten, mitten im Wald. Ein Skandal, sagt Uw, die Stadt habe seit Jahrzehnten nichts investiert, und jetzt sei angeblich kein Geld da. Wenn da ein Asylheim hinkommt, sagt er, dann!

Der nächste Satz, der fällt, beginnt mit „Frau Merkel“ und geht über mehrere Runden: Alle reingelassen ... schön die Hand aufhalten, unser Geld einstecken ... wollen doch gar nicht ... kriegen drei, vier Kinder, kannste dir ausrechnen, wie lange das dauert, bis ...

Bis Uw irgendwann die Lichterkette ausknipst und Leon den letzten Rest Bier vors Maul schüttet. Leon, der laut Uw ein Wolfshund ist, aber aussieht wie ein Golden Retriever.

Wieso sie Eichert-Indianer heißen, will ich zum Abschied wissen. „Vielleicht, weil wir wie in einem Reservat leben,“ sagt Lüde und lacht. „Es gibt ja keinen Durchgangsverkehr, es kommen nur die auf den Eichert, die hier oben wohnen.“

Auf dem Weg zurück zur Platte zirpen die Grillen auf der Wiese, in den Häusern sind fast alle Fenster dunkel, und die Fahrstuhlschächte ragen wie Lichtsäulen in den Himmel. Es sieht irgendwie aus wie auf einem fremden Stern.

**MAKING-OF:** Als sie nach drei Wochen ihre Gästewohnung im Erdgeschoss räumen mussten, wollten Julia Jürgens und Fotografin Maria Rohweder so ungern gehen, dass sie noch einen Tag blieben und in den 9. Stock zogen: Dank Uwe, der seine Wohnung zur Verfügung stellte und in seiner Laube schlief



Mit Hund Leon lebt Uw den Sommer über in seiner Laube



---

Text: Rike Uhlenkamp  
Foto: Chantal Seitz

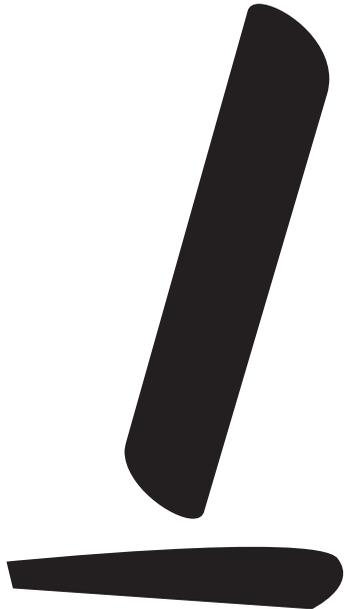
# Das BOUBOU Business

**In Westafrika tragen die Menschen edle Gewänder aus Damast. Der Stoff wird im Erzgebirge produziert. Wie wird aus einer Stoffbahn „Made in Aue“ der afrikanische Boubou?**





Freitagmittag in Dakar: Die Moschee ist überfüllt, deshalb wurden die Straßen gesperrt. Für die Betenden ruht eine halbe Stunde lang der Alltag



In der Innenstadt von Dakar, der Hauptstadt des Senegals, steht Malek Souleiman zwischen Stoffrollen und freut sich. Gerade hat ein Lieferwagen einige Jutesäcke in seinen Laden gebracht. Zwei Mitarbeiter schneiden einen der Säcke auf, ziehen ein großes, schweres Paket heraus und reißen den Deckel ab. Feinster Damast schimmert ihnen blau entgegen.

Der edle Baumwollstoff hat eine lange Reise hinter sich: 514 deutsche Autobahnkilometer, 2850 Seemeilen auf einem Containerschiff, knapp zwei Kilometer im Transporter vom Hafen bis zu Maleks Laden. Die Stoffbahnen kommen aus Sachsen, aus dem Erzgebirge, aus Aue, entworfen und gefertigt von der Curt Bauer GmbH.

Der Damast knirscht, reibt man ihn zwischen den Fingern. Er fühlt sich an wie eine Wachstumstischdecke. In Westafrika wird aus ihm ein festliches Gewand genäht, der Grand Boubou: langärmliges Hemd, lockere Hose, ein Überwurf mit weiten, körperlangen Ärmeln. Je glänzender der Stoff, je feiner sein Muster, desto wichtiger sein Träger. Boubous sind ein Statussymbol. Sie werden verschenkt oder vererbt. Wer ihn trägt – es sind vor allem Männer – schreitet eher, als dass er geht. Am wichtigsten ist der Boubou aber in der

Moschee, zum Freitagsgebet und an islamischen Feiertagen. Im Senegal, einem Land mit mehr als neunzig Prozent Muslimen, sind Boubou und Islam eng miteinander verwoben.

Bei der Curt Bauer GmbH in Aue rattern die Webmaschinen, so laut, dass man den Lärm nur mit Ohrstöpseln erträgt. Tausende Fäden werden zu Stoffbahnen, 80 und 140 Zentimeter breit, für Bettwäsche, Tischdecken, Laderaumabdeckungen im Auto – und für Boubous. Westafrika ist der wichtigste Exportmarkt für die Firma. In einem Jahr produziert Bauer rund eineinhalb Millionen Meter Stoff für die Region. Das entspricht einer Strecke von Kopenhagen bis nach Rom.

\*\*\*

Nur wenige Schritte von der Weberei entfernt tippt Karsten Kämpfe mit dem linken Mittelfinger auf der Tastatur seines Computers. Der Mode-Designer schiebt die Maus ein Stück nach rechts, nach links. Das graue Haar fällt tiefer in seine Stirn. Auf dem Bildschirm erscheint das Design Nummer 11 368. Rote und weiße Quadrate. Rot steht für die Kettfäden, weiß für die Schussfäden auf dem Webstuhl. Beide müssen sich kreuzen, damit der Stoff zusammenhält. An manchen Stellen liegen Schuss und Kette frei, da ist der Stoff glatt und glänzt nach der weiteren Behandlung wie ein Diamant. Ein wichtiges Verkaufsargument.

Kämpfes Büro ist hell, die Wände kahl und weiß. In der Ecke liegt ein Stapel afrikanischer Frauenzeitschriften. Hin und wieder fliegt Kämpfe nach Westafrika, um sich auf dem Markt und in den Straßen inspirieren zu lassen. Mit der Zeit lernte er, wie sich der Geschmack je nach Land ändert, wo welche Farben ankommen und welche Motive nicht gehen: „Tiere zum Beispiel. Oder in Nordnigeria alles, was einem Kreuz ähnelt.“ Er vermutet, das hänge mit dem Glauben zusammen.

Beim Streifendesign, dem Klassiker unter den Bauer-Designs, kann er nichts falsch machen: Reihen aus Punkten, Ranken, Monden und Sternen. „Die trägt jeder gerne und daran

Firmenchef Michael Bauer lief schon als Kind mit seinem Vater durch die Fabrikhallen. Heute reist er für das Unternehmen nach Afrika, Russland und China



„Dass ich den elterlichen Betrieb einmal weiterführen darf, ist gigantisch“

ändert sich nicht viel.“ Zu DDR-Zeiten entwarf Kämpfe Tisch- und Bettwäsche für Bauers. Heute arbeitet der 55-Jährige selbständig für die Firma und schafft bis zu hundert unterschiedliche Boubou-Entwürfe im Monat. In den vergangenen fünfzehn Jahren hat er sich 11 500 Varianten für Afrika ausgedacht. „Irgendwann ist mir egal, was ich entwerfe.“ Kämpfe spricht leise und langsam. Er setze das um, was die Kunden Tausende Kilometer von ihm entfernt haben möchten. Sein Geschmack sei das häufig nicht.

\*\*\*

Wenn am Sonntag die Webstühle stillstehen, kommt Geschäftsführer Michael Bauer trotzdem in die Firma. Zumindest für ein paar Stunden. „Alles andere fühlt sich an wie Schule schwänzen“, sagt der 63-Jährige, dessen Augenbrauen stets hochgezogen über die kantige Brille lugen. Bevor er sein Büro betritt, läuft er durch die Empfangshalle der Firmenvilla, in der er früher zusammen mit seinen Eltern wohnte. Die Dielen knarzen. Über ihm, hoch oben an der



Inmitten von bunten Stoffen präsentiert Ibrahim Sy einen kostbaren, blauen Damast. Schon sein Vater stand an dieser Stelle

## Damast von Bauer ist der Mercedes unter den Boubou-Stoffen, die S-Klasse

Wand, in Öl, mit Pelzkragen an der Jacke: sein Urgroßvater und Firmengründer Alwin Bauer. Heute leiten Michael Bauer und sein Bruder Gert das Traditionsunternehmen in vierter Generation.

Vier Generationen, die das Unternehmen seit 1882 durch die wechselvolle deutsche Geschichte führen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs durfte die Firma zunächst in Familienbesitz bleiben. Curt Bauer, Michael Bauers Großvater, galt in der DDR als Opfer der Nationalsozialisten. Teile der Firma wurden im Krieg von der Rüstungsindustrie besetzt. Curt Bauer wehrte sich gegen die unmenschliche Behandlung der Arbeiter. Einer drohenden Verhaftung kam er 1944 durch Selbstmord zuvor. Doch der gute Ruf des Vaters als Nazi-Gegner gewährte seinem Sohn Alexander Bauer nur eine kurze Schonfrist. Private Unternehmer galten als kapitalistische Ausbeuter, und die waren von der DDR-Regierung verhasst. Mit hohen Steuern sollten Witwe Bauer und Sohn in die Knie gezwungen werden. Als sie nicht mehr bezahlen konnten, wurden sie verhaftet. Kurz darauf kamen sie zwar

wieder frei und durften zurück in ihre Firma. „Die Zeit hat meinen Vater aber sehr geprägt. Danach war er ängstlicher und wurde vorsichtig“, erzählt Michael Bauer.

\*\*\*

Ein großer Teil der gewebten Stoffe exportierte das Unternehmen in den Westen statt in die Sowjetunion. „Das hat uns nach der Wende gerettet“, sagt Michael Bauer. Mitte der sechziger Jahre knüpfte sein Vater Kontakte zu britischen und westdeutschen Exporteuren. Sie wollten den Bauer-Damast unter ihrem Namen in Afrika verkaufen: Das Boubou-Geschäft „made in Aue“ war geboren. In der Firma war man stolz und schmückte den Festwagen zum 1. Mai mit Werbebannern und schwarz geschminkten Frauen.

Ab 1972 ist Alexander Bauer Angestellter in seiner eigenen Firma. Das Unternehmen wird komplett verstaatlicht. Siebzehn Jahre lang, bis die Mauer fällt und die Bauers zurückfordern, was ihnen gehört. Der Zustand der Maschinen ist schlecht, die Technik veraltet. Die Brüder Gert und Michael Bauer müssen Kredite aufnehmen und sparen. In den ersten vier Jahren entlassen sie 580 der damaligen 700 Mitarbeiter. Ein schwerer Schritt, aber er hilft: Anders als viele Textilunternehmen im Osten überlebt die Curt Bauer GmbH den Wiedereinstieg in die freie Marktwirtschaft.

2015 erzielt das Unternehmen einen Jahresumsatz von sechzehn Millionen Euro. Sechzig Prozent der Einnahmen stammen aus dem Export. Die Baumwolle, der Rohstoff der Textilien, kommt aus Ägypten, den USA und China. Spinnereien in Italien und der Schweiz verarbeiten sie zu Fäden. Bauer webt daraus Tischdecken für russische Esszimmer, Bettwäsche für Chinas boomenden Wohnungsmarkt oder Textilien für Fluggesellschaften. Doch der wichtigste Absatzmarkt – vierzig Prozent aller Exporte – bleibt Westafrika.

30 000 Quadratmeter, zwei Backsteingebäude, eine moderne Halle, die Firmenvilla: Das Gelände der Curt Bauer GmbH wird vom Fluss Schwarzwasser durchtrennt. Über eine Stahlbrücke bugsiert der Stapelfahrer die Stoffballen auf das andere Ufer, von der Weberei zur Veredelung. Dort werden sie von überschüssigen

Fäden befreit, gebleicht, gewaschen, gefärbt, gewachst, getrocknet, geprüft und verpackt.

\*\*\*

Ralph Meincken, der Vertreter der Firma Bauer für Westafrika, sucht seine Schatztruhe. So nennt er einen Pappkarton, den er schließlich auf einem der unteren Regalbretter in der Lagerhalle findet. Am offenen Fenster des Lagers schneppert ein Regionalzug vorbei, drinnen falten Maschinen Stoffe, im Radio Erzgebirge laufen die Nachrichten. In Meinckens Schatztruhe liegen Stoffreste. Stoffe, die einen kleinen Webfehler haben oder beim Zuschnitt übriggeblieben sind. Wenn er Glück hat, findet er darunter passende Geschenke für seine nächste Reise nach Westafrika. Einen Stoff für den Taxifahrer. Für die Färberin etwas Bunteres. Meincken, ein schlaksiger Mann im bunt gemustertem Hemd, hievt eine Stoffbahn aus dem Karton auf den Tisch, streicht ihn glatt. Sonnengelb, klein gemustert, glänzend, fünf Kilo schwer. Drei bis fünf Meter davon reichen für ein Hemd oder einen Boubou in Kindergröße. „Damit mache ich diesen Menschen eine große Freude. Sie können sich unseren Damast sonst meist nicht leisten“, sagt er. Damast von Bauer sei der Mercedes unter den Boubou-Stoffen: die S-Klasse.

Zehn bis fünfzehn Euro kostet der Meter. Für einen Boubou braucht man sechs bis zwölf – je nach Modell und Größe und Umfang des Trägers. Billigstoffe aus China gibt es schon für einen Bruchteil. „Doch Händler und Kunden kennen den Qualitätsunterschied“, sagt Meincken, auch wenn chinesische Produzenten die Bauer-Stoffe imitieren oder fälschen.

Ernst zu nehmende Konkurrenten der Curt Bauer GmbH kommen aus Tschechien und Österreich. Im Senegal sind die Österreicher die Nummer Eins. „Alle kennen Getzner, alle wollen Getzner, überall ist Getzner“, schimpft Meincken. „Sie überfluten den Markt.“ Dabei seien die Bauer-Stoffe viel feiner gewebt, leichter, luftdurchlässiger und weniger chemisch behandelt.

Seit fünf Jahren arbeitet Ralph Meincken für Curt Bauer, zog für den Job von Hamburg nach Aue. Alle drei, vier Wochen fliegt er für einige Tage nach Westafrika. Er trifft sich mit seinen Großkunden, spricht mit den Händlern auf dem Markt, knüpft Kontakte bei süßem Ataya-Tee.

Meincken ist schnell; wenn er über das Firmengelände läuft, wenn er redet. Er bricht Sätze in der Mitte ab, wiederholt sie, springt zwischen Themen hin und her. Immer wieder checkt er die Wetter-App auf seinem iPhone. Aue: 24 Grad, Dakar: 26 Grad, Bamako: 26 Grad. „Ich war nie wirklich ein geduldiger Mensch.“ Eine Tugend, die er in Afrika lernen musste: „Einfach das Programm abspulen, das geht dort nicht. Man muss sich Zeit nehmen.“ Da kommt es auch vor, dass er eine dreiviertel Stunde auf dem Markt wartet, weil Freitagmittag ist und alle beten.

Manchmal kommt Afrika auch zu ihm: Kunden wollen sehen, wo die Stoffe für ihre Boubous produziert werden. „Ich zeige denen natürlich die Firma, aber durch Aue laufe ich mit meinen Afrikanern eher nicht. Hier gibt es nichts Besonde-



**Oben: Bauer macht Boubou, bald schon in der fünften Generation, wenn Ralph Bauer die Firma übernimmt**

**Rechts: Für Nachschub ist gesorgt: Im Lager stapeln sich die bunten Garne**





res, und ich habe keine Lust auf blöde Bemerkungen“, sagt Meincken. Man soll sich doch nur einmal vorstellen, „einer meiner Kunden kreuzt in Aue im Grand Boubou auf. Da kommen die hier doch gleich mit der Zwangsjacke und liefern dich ein.“ Dass in den Hallen der Bauers Afrikadamast produziert wird, die 120 Arbeitsplätze also auch an dem Geschäft mit Afrika hängen, weiß in Aue kaum jemand.

Mit Ralph Bauer wird in wenigen Jahren die fünfte Bauer-Generation das Geschäft übernehmen. Bald soll er Meincken öfter in Afrika begleiten. Auch dort wächst eine neue Generation heran. Viele Jüngere können im Gegensatz zu ihren Eltern lesen und schreiben. Absprachen und Aufträge kommen immer häufiger per Mail und Whatsapp. Das ändere die Zusammenarbeit, sagt Meincken. Er ist sich sicher: Das Geschäft wird so schnell nicht einbrechen, sondern sogar wachsen. In vielen afrikanischen Ländern, auch im Senegal, steigt langsam der Lebensstandard. Gleichzeitig besinnen sich viele trotz westlicher Einflüsse auf die eigene Kultur. Der Boubou ist dafür der sichtbarste Ausdruck.

\*\*\*

In das Geschäft von Malek Souleiman gelangt man durch ein graues Metalltor; kein Schild weist darauf hin, dass drinnen teurer Damast lagert. Rechts und links, auf dem Boden, in einem hohen Regal stapeln sich die glänzenden Stoffe. Chef Malek Souleiman, Polohemd, rasselkurzes dunkles Haar, sitzt am Schreibtisch in seinem Büro. Eine Holzwand trennt es von den Verkaufsräumen. Neben ihm sein 86-jähriger Vater Ahmed, der 1949 aus dem Libanon nach Dakar kam und seither, wie viele seiner Landsleute im Senegal, mit Stoffen handelt.

Früher wurden Boubous im Senegal und in Westafrika aus handgewebter Baumwolle oder Seide gefertigt. Doch Anfang des 19. Jahrhunderts setzte sich der Damast durch, industriell gewebt und in Masse produziert: Colonial-Chic aus Frankreich. Heute kommen alle Stoffe für die Boubous aus dem Ausland. Die billigen Varianten aus China, die hochwertigen und teuren aus Europa.

Bemühungen, den Stoff weiterhin im Senegal herzustellen, scheiterten. In den alten Fabrikhallen verrotten heute die Maschinen. Moderne Webstühle seien teuer und man brauche für die Produktion eine konstant gute Wasserqualität und hochwertige Baumwolle, sagt Malek Souleiman. Hinter ihm an der Wand hängt ein Kalender der Firma Bauer. Die großen senegalesischen Textilunternehmen mussten Ende der Achtzigerjahre schließen, als Billigprodukte aus Asien den afrikanischen Markt überschwemmten.

Ahmed und Malek Souleiman verkaufen heute hauptsächlich den Damast aus Aue. Sie sind im Senegal der einzige Großkunde von Bauer. Man besucht sich gegenseitig: Malek Souleiman fuhr schon durch die schneebedeckten Berge des Erzgebirges, Michael Bauer und Ralph Meincken brachten im Winter Christstollen nach Dakar.

Alle ein bis zwei Monate bestellen die Souleimans neue Ware aus Aue. Zehn Tage dauert die Überfahrt mit dem Schiff von Hamburg nach Dakar. Genauso lang hängt die Ware meist



**Oben: Ralph Meincken gilt als bunter Vogel bei Curt Bauer. Immer auf dem Sprung und immer im Gespräch**

**Links: Teile der Fabrik stammen aus dem 19. Jahrhundert**

noch an der Mole im Hafen von Dakar fest, bevor sie bei Malek Souleiman ankommt. Von dort wandert sie weiter, im Kofferraum eines Autos zu den Händlern auf dem Textilmarkt, unter dem Arm zu den Schneidereien und in die Wannen der Färber.

\*\*\*

Ibrahima Sy öffnet die Boutique Nummer 154 in der Markthalle des größten Stoffmarkts im Senegal. Sy trägt ein graues T-Shirt, Kopfhörer im Ohr, um den Bauch ein braunes Lederband, an dem zwei zugenähte Ledertaschen baumeln. Es ist sein Gris-Gris, ein religiöser Talisman. Energisch fegt er einmal durch seinen Laden. Er ist vollgestopft mit Stoffen: Getzner, Bauer, Stoffe aus Indien, bunt Bedrucktes aus Holland.

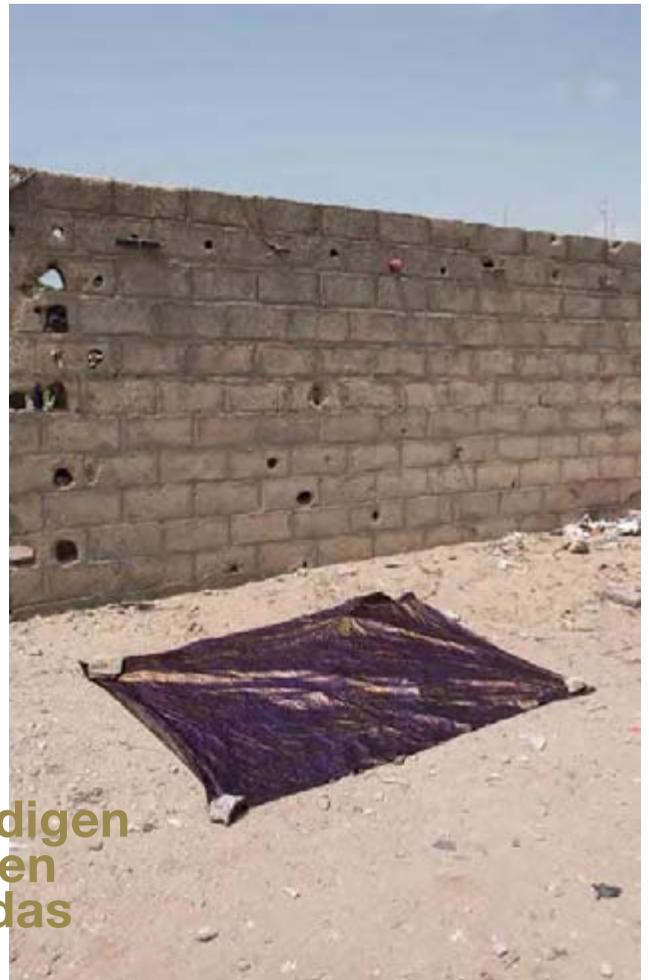
In wenigen Wochen ist Tabaski. So nennen die Senegalesen das islamische Opferfest, bei dem jeder, der es sich leisten kann, ein Schaf schlachtet. In ganz Dakar blöken die Tiere an provisorisch errichteten Verkaufsständen. Auch auf dem Stoffmarkt spürt man die Vorbereitungen. Alle wollen sich zum Fest in einen neuen, besonders schönen Boubou hüllen. Viele verschulden sich dafür.

Der Stoff aus Sachsen ist vor allem unter geistlichen Würdeträgern beliebt, sagt Sy. Die Mehrzahl seiner Kunden will lieber das Konkurrenzprodukt von Getzner. Gerne würde der 34-jährige Verkäufer einmal mit dem Vertreter der Firma Bauer reden, ihm sagen, dass seine Stoffe intensiver glänzen sollten und ihm Ideen für neue Designs präsentieren. Schon ein paar Mal war Ralph Meincken bei ihm auf dem Markt. Sprechen konnte er da aber nicht mit ihm. Malek Souleiman, der Großhändler, hindere ihn daran. Warum, das kann Sy nur ahnen. Vermutlich habe Malek Angst, seine Monopol-Stellung als Importeur im Senegal zu verlieren.

\*\*\*

Die schwarzen Handschuhe reichen Samba Sall fast bis zu den Ellbogen. Der Färber steht in einem Innenhof und taucht ein paar Meter Stoff in den Eimer vor sich. Die lila Farbe schäumt über. Der Stoff, einst weiß, schimmert nach dem Bad tief violett und golden. Bevor Sall ihn an einer Leine aufhängt, wird

Die Sonne Senegals trocknet den frisch gefärbten Damast. Noch sieht er nach nichts aus, später wird sein Besitzer in ihm Bewunderung erregen



**Bei aufwendigen Aufträgen kostet das Färben, Batiken und Plätten umgerechnet neunzig Euro. Das Ergebnis ist ein kunstvolles Unikat**

er noch gestärkt. Dafür tunkt ihn eine Frau in ein klebriges Bad aus Blütenstaub des Baobabs, dem afrikanischen Affenbrotbaum.

Um Färberin und Färber herum stehen mehr als ein Duzend Bottiche, Wannen und Fässer. Stoffbahn für Stoffbahn ziehen sie durch Farb- und Wasserbäder. Einige hundert Meter weiter hockt Mamadou Cire auf dem Bordstein einer Nebenstraße und rafft

Stoffe so geschickt zusammen, dass nach dem Färben prunkvolle Batikmuster entstehen. Gleich um die Ecke schlägt Khadim Mbaye mit einer fünf Kilo schweren Holzkeule auf den gefärbten Stoff, plättet ihn und bringt ihn zum Glänzen. Von morgens bis abends hallen die Schläge über den Hof. Bei besonders aufwendigen Aufträgen kostet das Färben, Batiken und Plätten des Boubou-Stoffes mehr als 60 000 CFA-Franc, umgerechnet neunzig Euro. Dafür wird aus einem weißen Damast aus Europa ein kunstvoll gestaltetes Unikat.

Das Färben von Bekleidungsstoffen ist in Westafrika ein altes, traditionelles Handwerk. Ursprünglich waren es Frauen

Boubous werden meistens von Männern getragen, aber von Frauen gekauft. Für Teenager Alassane Ly griff die Mutter zu



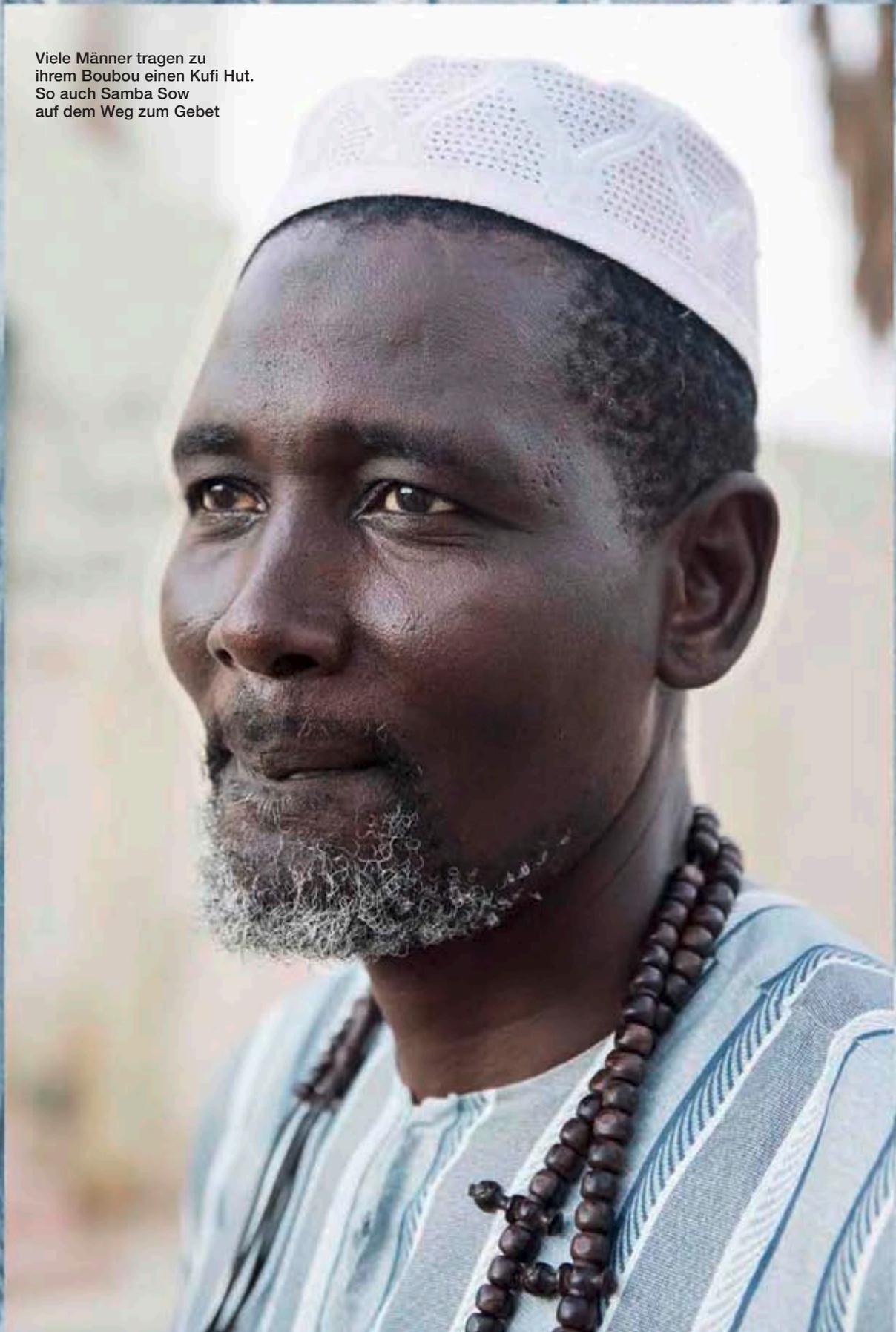
Dem 83-jährigen Elhadj Ngome  
verleiht der Grand Boubou  
einen würdigen Auftritt auf dem  
Weg zur Moschee



Ton in Ton: der Iman Thierno  
Ousmane Ba sitzt vor einer  
Moschee in der Innenstadt  
Dakars. In seiner Hand ein Koran



Viele Männer tragen zu  
ihrem Boubou einen Kufi Hut.  
So auch Samba Sow  
auf dem Weg zum Gebet



Damit die Boubous später farbig leuchten, muss sich Samba Sall dreckig machen. Der Färber zieht die Stoffbahnen durch ein Chemiebad



der Soninke in Mali, die damit ihr Geld verdienen und es zu hohem Ansehen brachten. Erst spät stiegen auch die Männer mit ein. Im Hinterhof bei Samba Sall hängen Bauer- und Getzner-Stoffe. Frisch gefärbt, trocknen sie in der heißen Luft. Färbten die Frauen früher mit pflanzlichen Indigo-Farben, nutzen Sall und seine Kollegen heute chemisches Farbpulver. Auch das ist aus Deutschland importiert.

...

Madou Fall, Chef einer Schneiderei, ist ein viel beschäftigter Mann. Vor seiner Bürotür im klimatisierten Verkaufsraum wartet eine Gruppe Männer auf eine Audienz bei ihm. Neben ihnen Grand Boubous an Schaufensterpuppen – in hellblau, silber, braun: Jeder kostet 400 Euro. Viel Geld im Senegal, wo nach Schätzungen der Weltbank das jährliche Durchschnittseinkommen knapp 2500 Dollar beträgt. Der Raum in der Schneiderei wird von Videokameras überwacht.

Malek Souleiman beliefert Madou Fall – kaufen Kunden ihre Stoffe direkt in der Schneiderei, sind sie von Curt Bauer. Obwohl im Südosten des Senegals Baumwolle angebaut und zum größten Teil exportiert wird, findet der Rohstoff nicht den Weg auf die sächsischen Webstühle. Die Qualität sei für den hochwertigen Damast nicht geeignet, sagt Firmenchef Bauer. Immerhin wird demnächst ein Teil der senegalesischen Baumwolle wieder im Land gesponnen und verarbeitet. Vor zwei Jahren eröffnete in der Nähe von Dakar eine Spinnerei mit finanzieller Unterstützung der Regierung.

So kurz vor dem Opferfest herrscht Hochbetrieb in den Nähstuben der Schneiderei von Madou Falls. Überall liegen Stoffreste, Garne und Papierschnipsel auf dem Boden. Neben den Nähmaschinen türmt sich der Damast. Auf zwei Stockwerke verteilt arbeiten rund einhundert Schneider. Jeder von ihnen schafft einen Boubou pro Tag. Kunden vermessen, Damast zuschneiden und mit Verzierungen besticken. Stoffbahn für Stoffbahn saust durch ihre Hände, sie zeichnen Motive vor, sticken mit goldenen Fäden Streifen auf schwarzen Damast oder brennen mit einem heißen Metallstab kleine Löcher in den Stoff – und zaubern so die schönsten Boubous aus den erzgebirgischen Stoffbahnen.

...

Es ist kurz vor zwei am frühen Nachmittag. Für die Betenden, die aus allen Richtungen zur Grande Mosquée de Point E im Südwesten Dakars strömen, ist es der wichtigste Tag der Woche. In Gruppen, zu zweit oder alleine, eilen sie zum Freitagsgebet. Ihre Gebetsteppiche tragen sie in Plastiktüten unter dem Arm, ordentlich gefaltet oder als Schutz gegen die Mittagsonne auf dem Kopf. Einige wenige kommen in T-Shirt oder Anzug. Die meisten tragen einen Boubou: Bunt gestreift, dunkelblau mit hellen Stickereien am Ausschnitt, auch ein Exemplar in silber. Als sie sich zum Gebet hinknien, dicht an dicht, verstummen die Gespräche. Wer genau hinhört, kann in der Stille ein leichtes Rascheln vernehmen. Es stammt von den Boubous. Es stammt vom Damast. Es stammt aus Aue.



**Unbekannte Größe: Dass bei Bauer viele der 120 Arbeitsplätze am Geschäft mit Afrika hängen, weiß in Aue kaum jemand**

Mittagspause bei Bauer: Das Mahl mit Resten von Damast abzudecken, gehört in der Firma zum Ritual



**MAKING-OF:** Das Kompliment „très jolie Boubou“ hat Rike Uhlenkamp und der Fotografin Chantal Seitz in Dakar die Türen geöffnet. Bei der Kommunikation in der Landesprache Wolof musste Übersetzer Aoubakarim Ndaw helfen



---

Text: Marc Pfitzenmaier  
Foto: Sebi Berens

# DER Kumpel- Verein

**Der Bergbau im Erzgebirge ist tot.  
Nur der Fußballclub aus Aue pflegt noch die  
stolze Tradition der Kameradschaft im  
Schacht. In der zweiten Bundesliga kämpft  
er zäh gegen den Abstieg**



Aue wird oft als das Schalke des Ostens bezeichnet. Das Steigerlied auf den Lippen, lila und weiß auf den Fahnen

# IR

Ronny Ritter steht vor dem Stadiongelände in Aue und schaut den Limousinen von Spielern und Funktionären hinterher, die jetzt, zweieinhalb Stunden vor Spielbeginn, durch den grünen Sicherheitszaun aufs Gelände fahren. Ronny, der LKW-Fahrer, ist drahtig und klein, seine blauen Augen und das breite Grinsen lassen ihn aussehen wie einen erwachsenen Lausbuben. Er trägt ein Aue-Polohemd, einen Fanschal, am rechten und linken Handgelenk jeweils ein Schweißband in den Vereinsfarben Lila und Weiß. Ronny wartet auf seine Kumpels vom Fanclub „Vogtländisch-Erzgebirgische Berglait“. Es ist ein wichtiger Tag: das erste Heimspiel der Saison gegen Fortuna Düsseldorf im neuen Stadion.

Der FC Erzgebirge Aue ist der vielleicht ungewöhnlichste Verein im deutschen Profifußball. In Aue leben 17 000 Menschen, von allen Teams in der 2. Bundesliga hat nur Sandhausen bei Hei-

delberg noch weniger Einwohner. Der Verein hat keinen Großsponsor, sondern finanziert sich über einen Förderkreis. Augenoptiker und Fleischer, Anwälte und Werkzeughersteller – insgesamt 259 Unternehmer und Privatpersonen unterstützen den Club. Für die gesamte Region ist der FCE ein Art Gemeinschaftsprojekt – und der Stolz des Erzgebirges. Auch wenn sie in der zweiten Liga nur gegen den Abstieg anrennen, egal. Kaum ein Verein hat treuere Fans. Die Rolle des Underdogs schweißt die Erzgebirger zusammen. Für Ronny ist das einzige sportliche Ziel in der kommenden Saison: nur nicht absteigen aus der 2. Bundesliga.

Bei Ronny laufen die Fäden der „Berglait“ zusammen. Der Fanclub nennt sich so in Anlehnung an die alte Bergbautradition der Gegend. Allmählich füllt sich der Stadionvorplatz, Ronny telefoniert, schüttelt Hände und verteilt die Tickets. Ronny sagt, er habe

einen „Tick“: Vor jedem Heimspiel beschwört er das Glück für Aue, indem er bei McDonalds vor dem Stadion einen Latte-Macchiato trinkt. „Ist öfter gut als schlecht gegangen“, sagt er.

Zuhause hütet Ronny einen Lederball mit den Unterschriften der Spieler. An den Wänden hängen Erinnerungsfotos, und den Traumfänger in den Farben von Aue hat ihm ein Freund gebastelt. Einmal hat er das Vereinswappen unter sein Nummernschild montiert. Doch jemand hat es abgerissen. Ist auch kein Wunder, denn Ronny wohnt in Chemnitz – „dort ist das nicht anders zu erwarten, die Rivalität mit Aue wird sehr gepflegt.“ Auch Ronnys Frau ist Chemnitz-Fan. Im gemeinsamen Kleiderschrank wird deshalb ein Sicherheitsabstand eingehalten zwischen den Aue-Trikots und den Fan-Shirts des FC Chemnitz.

Ronny leert seinen zweiten Becher Cola-Bier, dann geht er die lange, steile Treppe hinunter, die zum Eingang der Arena führt. Die Geländer sind Veilchenlila gestrichen. Ronnys erster Stadionbesuch liegt 44 Jahre zurück. Im Februar 1973 lag er als Säugling auf dem Schoß seines Vaters. Bis Aue das erste Tor schoss, der Vater aufsprang und sein Sohn die Tribüne hinunter kullerte. „Das war meine Taufe“, sagt Ronny, „einmal Aue, immer Aue.“

Gegründet wurde der Verein kurz nach dem Zweiten Weltkrieg und mischte sofort die Fußballszene der jungen DDR auf: Die Meistertitel von 1956, 1957 und 1959 erzählen von Aues glorreichen Zeiten. Die „Betriebssportgemeinschaft Wismut Aue“ trug ihren Namenszusatz völlig zu Recht, denn nur solche Spieler durften auf den Rasen, die tatsächlich auch unter Tage arbeiteten. Nach der Wende wurde der Bergbau im Erzgebirge weitgehend eingestellt und aus Wismut Aue wurde der FC Erzgebirge Aue. Ein Name, den die meisten Fans ignorieren. Für sie wird der Verein niemals anders als „Wismut Aue“ heißen.

„Diese Saison ist ja alles anders“, sagt Ronny, und alle nicken. Die Berglait stehen eng an eng auf ihren Stammplätzen in der Westkurve, Block O. Seit März wird das Erzgebirgsstadion umgebaut. Dort, wo bis Ende des Jahres die Süd-

tribüne stehen soll, türmt sich umgegrabene Erde, verlassene Schaufelbagger schlummern hinter der Seitenlinie. Weil in der Bauphase viele Plätze fehlen, sind Ronny und seine Kumpels schon zwei Stunden vor Spielbeginn im Block O, spannen ihr Banner über den Treppenaufgang und unterhalten sich über die Aufstellung unter dem neuen Trainer.

Sie kommen aus Orten, die Stollberg, Wolkenstein und Eibenstock heißen. Wie Ronny gehen sie zu jedem Heimspiel, einige haben eine Dauerkarte. „Aber die können sich nicht alle leisten“, sagt Ronny. Manche Fans würden vor dem Stadion Pfandflaschen sammeln, um eine Stehplatzkarte für 14,30 Euro zu verdienen. „Die Leute hier geben ihr letztes Hemd für Aue“, sagt er.

Der Stadionsprecher brüllt die Mannschaftsaufstellung ins Mikrofon, lilaweiße Fahnen werden geschwenkt, die Menge singt: „Wir kommen aus der Tiefe, wir kommen aus dem Schacht, Wis-

**Ronnys Frau ist Chemnitz-Fan. Im gemeinsamen Kleiderschrank wird deshalb ein Sicherheitsabstand eingehalten zwischen den Aue-Trikots und den Fan-Shirts des FC Chemnitz**

**Ronny Ritter kommt zu jedem Heimspiel. Nur nicht absteigen, hofft er**



# Denkmäler werden für gewöhnlich postum errichtet, lebendigen Fußballern wird so eine Ehrung nur ganz selten zuteil. Zu den Auserwählten gehören die brasilianische Fußballlegende Pelé, Cristiano Ronaldo und eben Holger Erler

mut Aue, die neue Fußballmacht.“ Die Mannschaft läuft ein, am lautesten wird Martin Männel bejubelt, der Torwart und Kapitän. Seit neun Jahren steht er zwischen den Pfosten und ist damit der dienstälteste Stammspieler. Die wenigsten Spieler kommen aus der eigenen Jugendabteilung. Nachwuchsarbeit kostet viel Geld, und der Erfolg wird nur langfristig sichtbar. Vor zwei Jahren löste der Verein seine U23-Mannschaft wegen Geldmangel auf.

Dabei verhält sich Aue wie viele Vereine im Profifußball: kauft junge Spieler ein und versucht, sie mit Gewinn weiterzuverkaufen. „Das ist schon ein bisschen traurig“, sagt Ronny, „aber ohne die Transfergelder können wir wirtschaftlich nicht bestehen.“ Der Deutsche Fußballbund verlangt, dass mindestens vier Spieler jeder Profi-Mannschaft aus der eigenen Jugendabteilung kommen. Die hat Aue nicht, deshalb behilft sich der Verein mit einem Trick: Tommy

Käsemödel hat bis vor ein paar Jahren in der Aue-Jugend gespielt. Eigentlich kümmert er sich heute als Zeugwart um die Mannschaftsausrüstung der Profis. Doch seit letzter Saison steht „Käse“ im Kader des FC Erzgebirge Aue. Der wohl unbekannteste Fußballprofi Deutschlands hat noch keine Minute in der Liga gespielt.

Endlich Anpfiff. Ronny schüttelt vor Aufregung seinen Nebenmann durch, der klatscht sich auf die Schenkel. Die Kumpels rufen Kommandos auf das Spielfeld, stimmen Fangesänge an, und die Welt verschwindet für 90 Minuten hinter einem Schleier aus Geschrei und Ekstase.

Auch auf der Haupttribüne ist jeder Platz besetzt. Holger Erler sitzt dort, die lebende Legende aus Zeiten der BSG Wismut Aue. Auch Bäckermeister Falk Schellenberger, den alle nur „Schelli“ nennen. Von Ronny aus gesehen ganz links auf der Haupttribüne liegt der VIP-Bereich, wo Präsident Helge Leonhardt mit seiner Entourage logiert.

In Block P stehen die Ultras. Einige der Hardcore-Fans hängen am Zaun, der die Tribüne vom Spielfeld trennt. Nackte Oberkörper, volltätowiert, einer brüllt mit dem Megafon unverständlich in die Menge. Schon fünf Minuten nach dem Anpfiff ist er heiser. Die Auer Fans gelten in der Liga als friedlich, doch ein Teil der Szene sorgt immer wieder für Schlagzeilen. Ihren Vereinsvorstand feierten sie öffentlich als „Führer“ oder verglichen Dietrich Mateschitz, den verhassten Sponsor von RB Leipzig, mit Hitler. Vor kurzem protestierten die Fans mit einer Holocaust-Andeutung gegen den DFB. Vorstand und Aufsichtsrat reagierten geschockt und distanzieren sich.

„Wir stehen bei den normalen Fans“, sagt Ronny. In Block O geht es weniger laut und martialisch zu. Die Kurve ist ein lila Meer mit weißen Kleksen, die Fans stehen Schulter an Schulter. Wenn bald alle Tribünen fertig sind, werden fast 17 000 Zuschauer ins Stadion passen. So viele, wie Aue Einwohner hat.

Einer, der nur selten ein Spiel verpasst, ist Bäckermeister Falk Schellenberger. Die Spieler kennen ihn gut, weil sie oft zum Frühstück in seinem Café

Lebt denn der alte Holz-Erler noch? Fußball-Legende Holger Erler wurde in Holz verewigt



sitzen. Dann kommt der 56-Jährige kurz aus der Backstube und schüttelt jedem die Hand. In Aue gehört man schnell zur Familie. Schelli hat eine Art Vaterrolle für die jungen Spieler übernommen, die sich zu Beginn in der kleinen Stadt etwas verloren fühlen. „Die Jungs sollen sich hier geborgen fühlen, so weit weg von zu Haus“, sagt Schelli.

Meist wohnt einer der Spieler in Schellenbergers Einlieger-Wohnung unter dem Dach. Viele Jahre lieferte Schellenberger seine Brötchen ins Stadion und packte Fresspakete für die Auswärtsfahrten der Mannschaft. An Weihnachten kamen die Profis mit ihren Familien in die Backstube und buken Plätzchen. „Wir haben immer zum Verein gestanden“, sagt Schellenberger, „egal, in welcher Liga.“ Mit „wir“ meint er seine ganze Familie. Jede Niederlage ist für sie wie ein Stich ins Herz, dann leidet die ganze Bäckerei. Und in Aue wird viel gelitten.

In der vergangenen Saison kämpfte die Mannschaft nur gegen den Abstieg. Doch was trist klingt, ist die eigentliche Stärke des Vereins: wir gegen den Rest der Welt. Mit dem Underdog-Image lebt es sich ganz gut. Zudem lässt das bescheidene Budget von 14 Millionen Euro gar keine großen Träume zu. Zum Vergleich: Der Konkurrent Ingolstadt, gesponsert durch den VW-Konzern, wirtschaftet in der aktuellen Saison mit 60 Millionen Euro. „Die Bundesliga ist für Aue die Championsleague“, sagt Schellenberger. Er fährt mit den Händen durch die Luft, sucht nach Worten, die seine Gefühle beschreiben können. Es gehe nicht um Siege und einen guten Tabellenplatz, „ich will sehen, dass die Mannschaft kämpft und zusammenhält.“

Der Kampfgeist der Erzgebirger wurzelt tief in der alten DDR. Die großen Sportclubs aus Dresden, Leipzig oder Chemnitz hatten gute Beziehungen zu

**Arena mit Waldblick. Das Erzgebirgsstadion war in die Jahre gekommen, jetzt wird es modernisiert**



Sie kommen aus der Tiefe, sie kommen aus dem Schacht : Der Spielertunnel in Aue erinnert an die Bergbau-Tradition

**„Die Jungs sollen sich geborgen fühlen, so weit weg von zuhause“, sagt Schelli. Meist wohnt einer der Spieler in Schellenbergers Einlieger-Wohnung unter dem Dach.**

Funktionären der SED. Sie bekamen deshalb Unterstützung durch begabte Sportler aus den Kadern von Polizei und Volksarmee. Das war unfair, findet Schellenberger und deshalb hätten die Spieler von Wismut Aue „immer mit Wut im Bauch gespielt.“

Man wollte es den Großen zeigen. Erst dieser Zusammenhalt machte aus einer Truppe von Betriebssportlern eine Profi-Mannschaft.

Einsatz, Kampfgeist, Leidenschaft. „So lange das stimmt, ist alles gut“, meint Bäcker Schellenberger. In der Backstube hängt ein großes Poster an der Wand, überall kleben Fan-Sticker, sogar der Backofen ist in den Vereinsfarben lackiert, und die Semmelboxen sind Veilchenlila. Zum Sortiment der Bäckerei Schellenberger gehören die sogenannten Hammerbrötchen, auf die das gekreuzte Werkzeug der Bergmänner geprägt ist. Und das FCE-Fanbrot: mit Sesamkörnern und Mohn dekoriert, umwickelt von einer Banderole mit dem Vereinswappen. Näher können sich Fußball und Alltag nicht kommen.

Das Erzgebirge hatte zwei große Konstanten: den Bergbau und den Fußball. Doch dann wurde die Region von der Wiedervereinigung überrollt, tausende Menschen verloren ihre Arbeit, das, woran sie Jahrzehnte lang geglaubt hatten und eine halbe Generation verließ die Region in Richtung Westen. Die

Wismut zog sich aus dem Verein zurück, es dauerte Jahre, bis sich Aue davon erholte. 1993 wurde der Verein in FC Erzgebirge Aue umbenannt und damit zum Aushängeschild der Region. Er verlieh ihr ein Gesicht und legte sich wie ein Pflaster auf die verwundete Seele des Erzgebirges.

Das erste Heimspiel der neuen Saison beginnt nicht gut. Aue spielt schwach, hat kaum Torchancen, zur Pause führen die Gäste aus Düsseldorf eins zu null. Kurz nach dem Wiederanpfiff folgt das zweite Gegentor. Während die Düsseldorf-Fans jubeln, ist die Stimmung in der Auer Kurve gedämpft. Die Anheizer krächzen weiter in ihre Megafone, doch außerhalb von Block P hat kaum noch jemand Lust zu singen, die Kumpels wechseln zwischen Stöhnen und Schweigen.

Helge Leonhardt, der Präsident, hatte sich das ganz anders vorgestellt. Er sitzt im VIP-Bereich auf der Haupttribüne, wo die Sitze dick gepolstert und in den Vereinsfarben bezogen sind. Die Geschichte des FC Erzgebirge Aue ist auch die Geschichte seiner Familie. Die Zwillingbrüder Helge und Uwe Leonhardt sind erfolgreiche Unternehmer. Nach der Wende beschafften sie sich einen Millionenkredit und gründeten ihren Autohandel. Heute verkaufen sie Bentley und Lamborghini, sie sitzen in Verwaltungsräten und halten Anteile an verschiedenen Unternehmen. Es waren auch die Leonhardts, die den Verein in FC Erzgebirge Aue umbenannten. Der Club sollte eine eigene Marke werden, nach keinem geringeren Vorbild als dem des großen FC Bayern München.

Uwe Leonhardt war 17 Jahre lang Vereinspräsident, seit 2014 ist der um zehn Minuten ältere Helge der Chef im Schacht. Helge Leonhardt liebt seinen Club, und er liebt die Macht. Sein Führungsstil ist autoritär und kompromisslos, er führt den Verein wie eines seiner Unternehmen und ist stolz auf sein Macher-Image. Gerne bezeichnet er sich selbst als Bestimmer, entlassene Spieler nennt er Fehlinvestitionen. Wenn er im Bentley durch Aue fährt, im Maßanzug und mit teurer Uhr am



Bei Bäckermeister Falk Schellenberger treffen sich die Spieler oft zum Frühstück. „Schelli“ ist ihr größter Fan und vielen ein Freund

Handgelenk, dann wirkt er fast wie ein Außerirdischer.

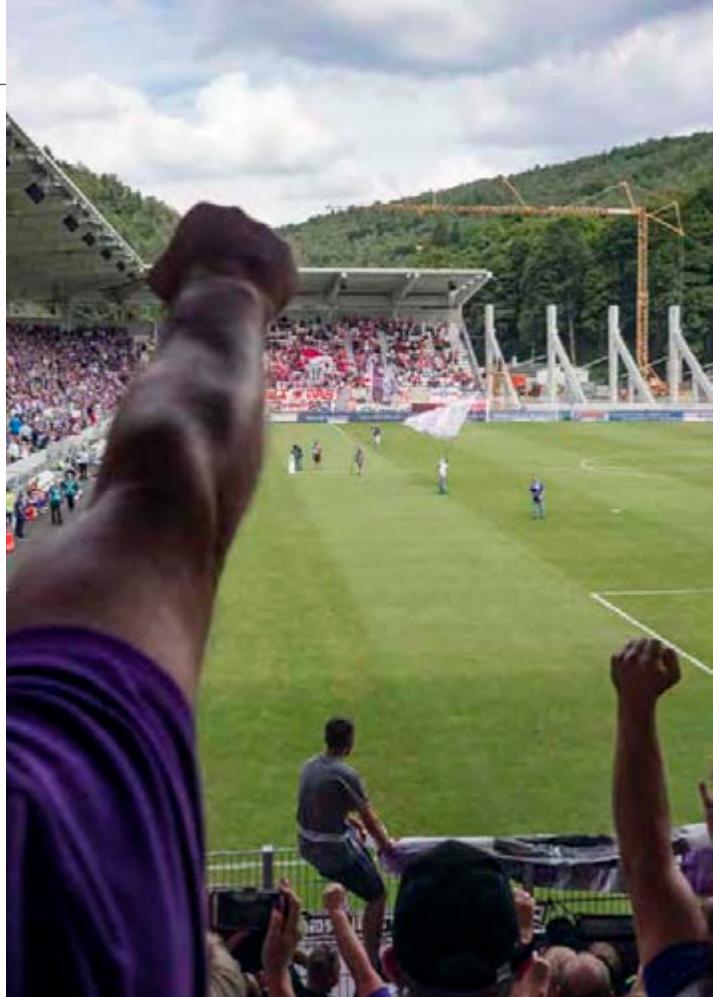
Dennoch rumort es schon länger im Schacht. Bisheriger Höhepunkt des Konflikts war eine Mitgliederversammlung des Vereins im vergangenen Herbst. Wenige Monate zuvor war Sportdirektor Steffen Ziffert entlassen worden. Viele Mitglieder waren wütend über die Entscheidung des Vorstands, bezichtigten ihn der Lüge und Präsident Leonhardt der Vetterwirtschaft. Sein Bruder Uwe sitzt im Aufsichtsrat, sein Cousin im Ehrenrat, eine Tochter arbeitet im Club-Marketing, die andere ist mit Co-Trainer Robin Lenk verheiratet. Leonhardt ging zum Gegenangriff über und drohte mit dem Rückzug seiner Familie aus dem Verein.

In der vergangenen Saison schmutzelten Fans „Vorstand raus“-Plakate auf die Ränge und riskierten damit Stadionverbote. Doch nur wenige äußern ihre Kritik so öffentlich, die meisten Vereinsmitglieder beklagen sich hinter vorgehaltener Hand über Leonhardt und andere Funktionäre. Doch egal, wie die Kritik formuliert wird – sie endet fast immer mit Sätzen wie: „Aber die Leonhardts haben wirklich Großes geleistet“ oder „Die passen hier schon her, die verstehen die Leute.“

Ein paar Reihen weiter sitzt Holger Erler und sieht seine Mannschaft verlieren. Erler ist die lebende Legende des Vereins: 418 Pflichtspiele hat er absolviert, dabei schoss er 99 Tore in seiner Zeit beim FC Wismut Aue zwischen 1970 und 1986. Später holte er als Co-Trainer den Sachsenpokal nach Aue und schaffte den Wiederaufstieg in die zweite Liga. Nicht weit vom Bahnhof haben sie ihn dafür sogar in Holz gehauen. Die Erler-Statue aus Eichenholz ist zwei Meter groß und zeigt ihn in kurzen Hosen und mit der Nummer Zehn auf dem Rücken.

Denkmäler werden für gewöhnlich postum errichtet, lebendigen Fußballern wird so eine Ehrung nur ganz selten zuteil. Zu den Auserwählten gehören die brasilianische Fußballlegende Pelé, Real Madrids Cristiano Ronaldo und dann eben Holger Erler aus Aue. Der echte Holger Erler ist 67, sein Haar ist nicht mehr ganz so voll und er hat das leichte

**Eine Faust und zwei Gegentore: Das erste Heimspiel geht verloren. Aue startet (mal wieder) schlecht in die Saison**



Humpeln eines ehemaligen Leistungssportlers mit chronischen Knieschmerzen. Erler hat eine Vorliebe für schräge Sprüche: „Wir waren das fünfte Rad am Tor, aber wir haben Geschichte geschrieben“, resümiert er seine Karriere. Die Fans nennt er „Fanatiker“ und meint es als großes Kompliment.

Doch auch Erler kann an diesem Spieltag seinen Verein nicht vor einer Niederlage bewahren.

Nach dem zweiten Gegentor kommt Aue endlich ins Spiel. Ein Kopfball streift die Latte, ein Schuss rauscht knapp am Düsseldorfer Tor vorbei. Doch am Ende bleibt es beim null zu zwei – der FCE verliert sein erstes Heimspiel. Ronny Ritter wickelt mit seinen Kumpels langsam das Banner zusammen und trottet aus dem Stadion. Zwischen tausend langen Gesichtern schiebt er sich schweigend die Treppe mit dem lila Geländer hinauf. Er wirkt, als habe er gerade selbst ein großes Spiel vergeigt.



**MAKING-OF: Gekonnt ignoriert: Die Pressestelle von Erzgebirge Aue lehnt Interviewanfragen von Marc Pfitzenmaier und Sebi Berens großzügig ab. Ihre Gesprächspartner mussten sie deshalb auf Umwegen finden. Zum Glück sind die Fans des FCE aufgeschlossener**

---

Text: Dunja Smaoui  
Foto: Alexander Alber

# Aue — und die Anderen

Wer dazugehören will, muss sich anpassen. Muss sich?  
Vier Geschichten über Menschen, die durch  
ihre Herkunft, ihre sexuelle Ausrichtung oder ihre  
politischen Ansichten an den Rand gedrängt werden

---

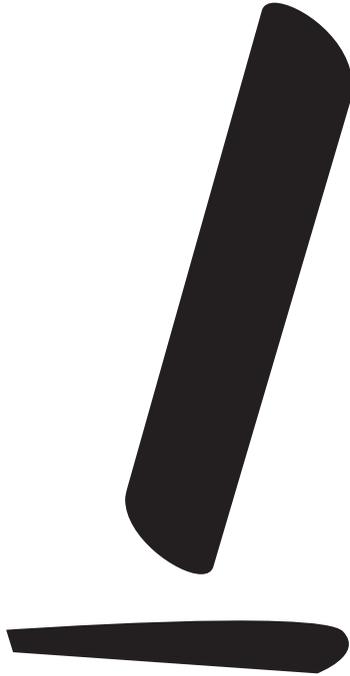
Giat, Rectem harchit int  
aborum quo quas et quo  
pa accum facculuplat  
omnoli gendicia xorem



Ein Graffiti in Aue, über  
das sich niemand aufregt:  
Kannibalen bereiten ihr  
Mittagessen zu

Jacky ist eine der zehn Bewohner eines linken Hausprojekts in Schwarzenberg. Sie ist vor vier Jahren aus Thüringen hergezogen und wundert sich noch immer über die Stimmung im Erzgebirge





In der Grundschule war ich der Negerkuss. Als Teenager liefen Jungs hinter mir her und sangen „Zehn kleine Negerlein“. Bis heute werde ich auf Partys gefragt, wo ich denn „ursprünglich“ herkomme. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Tunesier, ich habe einen dunklen Teint und krauses Haar. Ausgrenzung kenne ich, solange ich denken kann. Sie macht mich wütend. Erlebe ich sie, fühle ich mich machtlos. Auch wenn sie nicht alltäglich ist.

\*\*\*\*

Für viele in Aue ist das anders. In meiner Recherche vor Ort bin ich Menschen begegnet, die an den Rand gedrängt werden, weil sie anders sind. Ausländerfeindlichkeit spielt dabei nicht immer eine Rolle. In der ersten Geschichte allerdings schon – die handelt von mir.

## Kapitel 1: Sehe ich Gespenster?

Links eine dünne Afrikanerin. Ein Knochen steckt in ihrem krausen Haar, die Lippen schwülstig, die Nase breit. Ihre Brüste hängen nackt herunter, um die Hüften trägt sie einen zerrissenen Rock, in der rechten Hand hält sie einen Speer. Vor ihr, auf dem Boden, ein muskulöser Mann, Geifer läuft

ihm aus dem Mund, er hackt ihr drei Finger ab, die in den Kochtopf wandern sollen, aus dem grüne Bläschen blubbern. Zwei Gestalten rühren darin, Messer und Gabel in der Hand.

Ich gehe näher an das Bild heran, um mir den Gesichtsausdruck der beiden Köche anzuschauen. Er ist nicht zu erkennen. Irgendwer hat ihre Köpfe weiß übertüncht.

Als ich bei meinem ersten Besuch in Aue über das Graffiti stolperte, war ich geschockt. Kannibalen in Aue, mitten in der Stadt, auf einer Außenwand der Kfz-Werkstatt Auto-Licht, fünf mal drei Meter groß. Wie kann es sein, dass so etwas in einer deutschen Kleinstadt hängt? Stört das niemanden? Und wer steckt dahinter?

Ich gehe zur Autowerkstatt. Ein Mechaniker erinnert sich vage: Vor siebzehn Jahren hätten Jugendliche gefragt, ob sie die Wand bemalen dürften. Die Wand sei eh nicht mehr so schön gewesen, der damalige Geschäftsführer ließ die Jugendlichen sprühen, das Ordnungsamt hatte nichts dagegen. Ob er sich das Bild mal genau angeschaut habe, frage ich den Mitarbeiter. „Ja“, sagt der. „Das ist richtig schön geworden.“

Wer die „Künstler“ sind – das weiß keiner mehr. Sie stammten hier aus der Gegend. Mehr wisse man nicht.

Ich frage beim Bürgermeister von Aue nach. Franz Heinrich Kohl stammt aus Hessen und ist seit achtzehn Jahren für die CDU im Amt. Kohl und seine Pressesprecherin Jana Hecker empfangen mich in seinem Büro. Beider Arme verschränkt, beider Mundwinkel hängend. Sie stehen meinem Anliegen, über Fremdenfeindlichkeit zu sprechen, skeptisch gegenüber und zeigen von Anfang an, was sie davon halten: nichts.

Als ich das Bild auf dem Handydisplay zeige, ziehen beide erstaunt die Augenbrauen hoch. Das Graffiti haben sie noch nie zuvor gesehen. Bürgermeister Kohl lächelt, sagt „ja“ und zieht das „a“ so lang wie Kaugummi. „Sie haben da jetzt so ein persönliches Empfinden von Fremdenfeindlichkeit. Das kann ich mir gut vorstellen und ist naheliegend. Hier hat sich bisher aber noch keiner dran gestört.“

Pressesprecherin Hecker ergänzt: „Sie sehen ja auch so exotisch aus. Aber jetzt mal ehrlich: Wurden Sie hier jemals fremdenfeindlich angegangen?“

Tatsächlich werde ich in Aue bohrend beäugt – an jedem Tag, an dem ich durch die Straßen gehe. „Darf man nicht gucken?“, motzt mich ein Mann an einer Ampel an, als ich ihn frage, was so spannend an mir sei. Im Freibad starren mich zwei Jugendliche an und sagen: „Schau mal, die ist schwarz und kommt aus Afrika.“ Am Bahnhof sitzen drei Männer vor einer Kneipe und bewerfen mich mit Kronkorken, als ich vorbeigehe.

Jana Hecker rutscht unruhig auf ihrem Stuhl hin und her und sagt jetzt: „Dem Reinen ist alles rein, den Schweinen wird alles Schwein.“ Und fügt hinzu: „Wenn man in Märchen sucht, dann findet man immer etwas Fremdenfeindliches.“



Heinrich Kohl ist seit 18 Jahren Bürgermeister in Aue. Dass seine Stadt immer wieder auf die Rechten reduziert wird, passt ihm nicht

Dann bilde ich mir also alles nur ein?

Jana Hecker holt aus: In den Medien werde dauernd berichtet, dass Bürger in Aue rassistisch seien. Aber so, wie es dargestellt werde, sei es nicht. Die meisten Menschen könnten sich mit dem braunen Image überhaupt nicht identifizieren. Sie sagt: „Ich kann aber verstehen, dass man sensibel auf so ein Bild reagiert, wenn man in einer anderen Region großgeworden ist und mit solchen Themen schon persönlich konfrontiert wurde.“

Beide haben ihre Arme jetzt gelockert, lächeln mich an und nehmen mich nicht ernst.

\*\*\*\*

Von den Menschen, die ich in drei Wochen Recherche in Aue und Umgebung treffe, hat keiner das Graffiti genau angeschaut. Einmal sitze ich mit den Bewohnern eines linken Hausprojekts in Schwarzenberg im Garten und zeige ihnen das Bild. Maik, 27, lange Dreadlocks, ruhige Stimme, betrachtet es lange. Vier andere schauen ihm über die Schulter. Das Handy wird weitergereicht. Sie reden durcheinander, von Bäumen, von den Flaschen auf dem Boden, die auf dem Bild zu sehen sind. Sie kennen den Künstler nicht. Dann schaut einer das Kunstwerk nochmal an, hebt den Kopf und sagt: „Aber hast du nicht vorhin von einem fremdenfeindlichen Graffiti erzählt? Kann ich das mal sehen?“

## Kapitel 2: Gläubig und schwul

Als Jens Ullrich am 2. September 2015 seinem Mann das Ja-Wort gibt, outet er sich mit einem Profilfoto auf Facebook. Seitdem fühlt er sich leichter. Vielleicht sogar ein bisschen stärker. Ganz bestimmt aber auch angespannter und nachdenklicher. Er muss jetzt kämpfen. Um seine Beziehung, um Akzeptanz. Dass er das könnte, hat er nie für möglich gehalten.

Tassen und Geschirr klappern, Menschen reden laut durcheinander, der Milchaufschäumer kreischt. Das Café Samocca in der Innenstadt von Aue ist an diesem kühlen Augustnachmittag bis auf den letzten Platz besetzt. Jens Ullrich, groß und schlank, orangefarbene Jeans, dazu ein blaues Hemd, sitzt an einem Tisch am Rand. Er bestellt ein Glas Tee. Mountain Herbs. Für Ruhe und Ausgeglichenheit. Kann er gut gebrauchen.

Ullrich ist 54 und seit fast zwei Jahrzehnten Bezirksjugendwart der evangelischen Gemeinde in Aue. Nachdem er den Teebeutel in der Tasse versenkt hat, nimmt er seine schwarze Aktentasche und wühlt darin, sucht nach seiner Bibel. Normalerweise hat er sie immer dabei. Doch an diesem Tag liegt sie wohl zuhause. Egal. Nicht so wichtig. Er zitiert aus dem Gedächtnis: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

Seit er sich vor zwei Jahren geoutet hat, hat er einen Stein ins Rollen gebracht, der an Tempo nicht verliert. Erwachsene wenden sich von ihm ab, Jugendliche kommen nicht mehr zur Ferienfreizeit, seine Aufgaben in der Gemeinde sind auf ein Minimum heruntergefahren. Ullrich kennt seine Mitarbeiter, seine Vorgesetzten schon sehr lange. Seit 1999 ist er Seelsorger in Aue. Trotzdem wollen sie nicht mit ihm über das „Problem“ sprechen. Ihm nicht sagen, wie es bei ihm beruflich weitergehen soll. Das quält ihn am meisten. Dass niemand mit ihm redet.

Als er damals nach Aue zog, war ihm klar, dass er es schwer haben würde. Hier, im Erzgebirge. Heute sagt er, dass die Menschen lieber hinter dem Rücken reden, anstatt die Dinge auf den Tisch zu legen. Dass sie zu Freunden herzlich sind, zu Fremden aber hart. Dass es so schwierig werden würde, das hatte Ullrich dann aber doch nicht erwartet.

Drei Jahrzehnte zurück. Ullrich ist Anfang zwanzig und quält sich mit der Frage, ob Homosexualität eine Sünde sei. Er ist gläubig und gehört der evangelischen Gemeindejugend in Chemnitz an. Darf ein Christ, darf man vor Gott das gleiche Geschlecht begehren? Ängste und Zweifel zermürben ihn. Noch nie hat er jemandem erzählt, dass er nur Augen hat für Männer. Dass es sich komisch anfühlt, den Arm um eine Frau zu legen, die ihm nahe sein möchte.

Eines Tages gesteht ihm seine erste und einzige feste Freundin: „Gott hat mir gezeigt, dass du mein Partner bist.“ Doch er

Seit 1999 ist Jens Ullrich Bezirks-  
jugendwart in Aue. Durch sein Outing  
hat er einen Stein ins Rollen gebracht

## Jens Ullrich hatte gehofft, dass durch die Veröffentlichung seiner Geschichte in Aue etwas aufbricht



# „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“, Römer 8, 28. Eine Bibelstelle, die Jens Ullrich seit Jahren Mut macht

Ausschnitt aus dem umstrittenen Graffiti. „Das ist richtig schön geworden“, sagt ein Mitarbeiter der benachbarten Autowerkstatt



erwidert: „Du bist es nicht.“ Keines der Mädchen ist es. Keines der Mädchen wird es je sein.

In den Jahren darauf beschäftigt sich Ullrich vor allem mit sich selbst. Er geht zu Therapeuten. Liest viel, immer wieder die Bibel. Sucht Hilfe bei Seelsorgern nach einer Rechtfertigung, nach Halt und Lösungen. Sucht den Rat von Seelsorgern. Einer rät ihm, heimlich zu lieben. Ein anderer, das sei nur eine Phase, das gehe vorbei. Ein Dritter schickt ihn zur Dämonenaustreibung. Nach jedem Gespräch kommt er noch verzweifelter zurück. Sogar für einen Kurs mit dem Titel „Geschlechtsidentität finden“ meldet er sich an. Dieser verspricht, Homosexuelle umzupolen.

Immer wieder sagt Ullrich sich: Das Schwulsein, das muss aufhören.

Er stürzt sich in Arbeit, wird Bezirksjugendwart in Aue. Lebt und arbeitet in seiner kleinen Wohnung. Er liebt seinen Job, organisiert Freizeiten. Für viele Jugendliche ist „Knolli“ Vertrauensperson und gut gelaunter Freund in einem. Manchmal denkt er, seine Bürde wurde ihm auferlegt, damit er sich besonders gut in andere einfühlen kann. In Jugendliche, die an der Welt verzweifeln. Er versteht sie. Weil er ein Außenseiter ist wie sie.

Innerlich ist es ein jahrzehntelanger Kampf gegen die eigene Sexualität. Immer wieder versucht er, seine Zerrissenheit zu überwinden. Er sieht sich als ein Kind Gottes. Versteht nicht, warum er nicht so sein kann wie andere. Liebt er nicht genauso, streitet er nicht genauso? Die Zweifel wollen nicht weichen.

Einmal, als Jugendleiter in einem Feriencamp, bittet er Jugendliche, anonym Fragen aufzuschreiben, die sie beschäftigten. Ullrich und seine Kollegen lesen sie später vor, im Kreis mit allen. „Ist Homosexualität eine Sünde?“, will einer wissen, ein anderer: „Was macht man, wenn man schwul ist?“ Ullrich achtet sehr auf seine Wortwahl, als er sagt: „Homosexuelle sind ja auch in unseren Kreisen und Gemeinden. Wo sollen sie Platz und offene Ohren finden, wenn nicht bei uns?“ Und dazu lacht er verlegen.

Oft ist er traurig, abends nach der Arbeit in seine leere Wohnung zu kommen. Allein zu frühstücken, nur mit dem Deutschlandfunk. Er meldet sich in einem Fremdsprachenchat an – und lernt José kennen, einen Venezolaner. Bei ihm findet er die Zuneigung, die er sucht. Zunächst nur virtuell. Sie schreiben einander täglich, skypen oft, teilen persönliche Gedanken. Bis Ullrich seinen Jahresurlaub nimmt und zu ihm nach Venezuela fliegt. Sie verlieben sich ineinander. Die Wirklichkeit hält mit den Träumen Schritt.

Ein paar Monate später sitzt José im Flugzeug nach Deutschland. Er zieht zu Ullrich und arbeitet bei der Gemeinde als Praktikant. Ein Jahr lang leben sie gemeinsam in Aue. Sie sind glücklich. Verliebt. Gehen sie durch die Stadt, wird José bäugelt. Die schwarzen Haare, der dunkle Teint. Wagt es Ull-

rich in Aue einmal, Hand in Hand mit ihm spazieren zu gehen, zwischen Passanten: Du schwule Sau.

Im August 2017, zwei Jahre nach seinem Outing, gibt er der „Morgenpost“ in Dresden ein Interview, in dem er von seiner Homosexualität erzählt. Sagt öffentlich: „Es ist unerträglich. Man bezweifelt, dass ich weiter segensreich wirken könnte.“ Ein Kirchenvorstand antwortet mit einem galligen Leserbrief: „Jeder hat eine Baustelle, an der er mit seinen Neigungen zu kämpfen hat, die Gott nicht gefallen. Wir halten es nicht für verantwortlich, dass Jens Ullrich in unserer Gemeinde weiter als geistlicher Leiter Predigtendienst und Jugendarbeit macht.“

Ullrich hatte gehofft, dass durch seine Geschichte in Aue etwas aufbreche. Dass sich für andere, die in der gleichen Situation sind, etwas ändert. Doch der Vorstand hält fest an dem Verbot, dass Ullrich nicht mehr predigen darf. Ja, dass er nicht mal an Veranstaltungen mit Jugendlichen teilnehmen darf. Er fühlt, dass seine Kraft nicht mehr lange hält. Doch aufgeben? Nein. Das ist keine Option. Auf keinen Fall.

### Kapitel 3: Heimatverbunden – oder ein verkappter Nazi?

Fremdenfeindlichkeit und Ausländerfeindlichkeit seien nicht das gleiche. Das sagt Thomas Witte, Vorsitzender des Vereins Heimattreue Niederdorf e.V. Niederdorf, eine Gemeinde, knapp eine halbe Autostunde von Aue entfernt. Fremdenfeindlich, sagt Witte, seien hier eigentlich alle. Die Erzgebirger trauten nicht einmal den Menschen aus dem Nachbardorf.

Witte sitzt im Vereinsheim der Heimattreuen und sagt, er sei rechts. Kein Rassist. Kein Ausländerfeind. Konservativ sei er, gewiss, Rechtsaußen, ja, aber ein Demokrat. Er ist gegen die Öffnung von Grenzen und für die Bewahrung von deutschen Traditionen, ist gegen ein Einwanderungsgesetz und für die sofortige Abschiebung krimineller Ausländer. Er findet Angela Merkel abscheulich und stimmt bei Wahlen für die AfD.

Die Haare trägt er kurz, den Bart gestutzt, auf seiner Nase balanciert eine rahmenlose Brille. Jeans, Turnschuhe, schwarzes T-Shirt mit der Aufschrift n:dorphin, eine Disko in Chemnitz. Witte, äußerlich ein Jedermann.

Ausländer in Deutschland mag er nicht. Weil sie ihm fremd sind. Weil sie nicht seine Sprache sprechen, nicht seine Einstellungen teilen. Weil ihre Kultur nicht zu seiner Kultur passe. Witte ist 31, aber das sei schon immer seine Meinung gewesen. Sie festigte sich mit den Jahren.

Er fühlt sich wohl im Erzgebirge, er hat nie weg gewollt. Nicht nach der Schule. Nicht nach der Ausbildung zum Bank-



Thomas Witte ist Vorsitzender des Vereins Heimattreue Niederdorf e.V. 150 Flüchtlinge in seiner Gemeinde findet er 150 zu viel

kaufmann. Nur mit der Bundeswehr, da war er sechs Monate lang in Afghanistan. Eine Zeit, die ihn geprägt hat. Seither wisse er: Den Afghanen geht es gut. Die bräuchten nicht hierher kommen. Als er nach Niederdorf zurückkehrt, fühlt er sich noch wohler in seiner Heimat. Die Felder, die freundlich grüßenden Nachbarn, all die bekannten Gesichter. Nur die saftigen Früchte aus dem fernen Land findet er hier nicht mehr.

Witte sagt, er habe sich schon immer für Politik interessiert. Habe verstehen wollen, was los ist in der Welt. Sogar einen Arabisch-Sprachkurs habe er begonnen, „um den Koran im Original zu lesen.“ Nein, er sei kein Ausländerfeind. Er interessiere sich für andere. „Aber zu viel ist zu viel.“

An einem Morgen im September 2015 schlägt er die Lokalzeitung auf und liest: Niederdorf muss 150 Flüchtlinge aufnehmen. Sie sollen mitten im Ort untergebracht werden. Erst ist er erstaunt. Dann enttäuscht. Dann wütend. Warum denn das? Was kann die Gemeinde dafür, dass Merkel die Grenzen öffnet? Warum müssen wir das ausbaden? Am meisten ärgert ihn, dass er als Bürger kein Mitspracherecht hat, wenn in Niederdorf ein Flüchtlingsheim errichtet werden soll. Also stellt er sich mit ein paar Nachbarn, jeder eine Kerze in der Hand, in die Dorfstraße vor das geplante Flüchtlingsheim. Sie wollen zeigen: nicht mit uns.

Damit ist der Verein Heimattreue Niederdorf geboren. Er bietet Sommerfreizeiten für Kinder, Kräuterwanderungen

---

**Leimattreue Niederderfe.V.**

**„Wenn einem mal das Wort Kanacke rausrutscht, dann ist das völlig okay.“  
Thomas Witte findet, dass es mehr Rechte in Deutschland geben sollte – um ein Gleichgewicht wieder herzustellen**



für Naturliebhaber, Tanzabende für Ältere und Demos für Rechte an. Neunzig Mitglieder zählt der Verein inzwischen.

Witte ist einer der jüngsten. Regelmäßig treffen sie sich im Vereinsheim. Zwei kleine, kalte Räume, Sofa, Sessel, Tischchen, eine kleine Bar und ein Ofen. In der Vitrine des Nebenraums hängen Eierwärmer an einem Zweig in schwarz, weiß, rot. Den Farben des Kaiserreichs. An den Wänden Deutschlandflaggen und ein Banner des Vereins. Nebendran ein Schild, das Angela Merkel zeigt: „Die Königin der Schlepper“. Witte schätzt am Verein, dass man dort Klartext redet. Die Dinge beim Namen nennt. Und wenn mal jemandem das Wort Kana-cke rausrutscht, dann sei das auch okay.

Im Land, sagt Witte, laufe etwas gewaltig schief. Deutschland sei gespalten. Zwischen denen, die das Land den Einwanderern überlassen wollen, und denen, die die Heimat bewahren wollen. So wie er. Im Osten, glaubt er, teilen zwei Drittel der Menschen seine Meinung.

Bei den Heimmattreuen ist er der wichtigste Ansprechpartner. Er organisiert Demos gegen Einwanderung und fährt bis nach Berlin, um seine Wut auf Plakaten zu zeigen. Er hält Kontakt zur Heimleitung der Flüchtlingsunterkunft in Niederdorf und fragt häufig nach, ob es Probleme mit den Bewohnern gibt.

Bis 2015, als er gegen die Flüchtlinge demonstrierte, ist er mit seiner Meinung nie angeeckt. Im Gegenteil: Sein politisches Engagement hätten viele seiner Bekannten zunächst geschätzt. Doch dann wird er bekannter, sein Name taucht immer häufiger in der Presse und in rechten Foren auf. Plötzlich ist er nicht mehr der rechts-konservative Nachbar, der für eine „geordnete“ Einwanderung plädiert. Plötzlich ist er ein Rassist. Ein Ausländerfeind und verkappter Nazi.

Auch an seinem Arbeitsplatz bekommt er Probleme. Seinen Job als Bankkaufmann kann er bis auf weiteres vergessen. Keine Bank will ihn mehr einstellen. Witte gilt als Risiko. Das hat er oft gehört in Vorstellungsgesprächen. Momentan beschäftigt ihn sein Onkel in einer Fabrik als Hilfsarbeiter. Das findet er ungerecht und unfair.

Über Facebook und Emails versuchte er mal ein Gespräch mit Anhängern der Antifa herzustellen. Er wollte mit ihnen an einem Tisch sitzen, diskutieren, über Politik und Lösungen. Aber die wollten nicht. Sagten, mit einem Nazi treffen – auf gar keinen Fall. Mit rechten Gruppen im Erzgebirge ist er dafür bestens vernetzt, einen NPD-Stadtrat zählt er zu seinen guten Freunden.

Einmal hat er sich gefragt: „Bin ich vielleicht doch ein verkapptes Nazi-Schwein?“ Manchmal habe er Zweifel, ob das alles richtig ist, was er tut. Man müsse immer überlegen, ob man am nächsten Morgen noch in den Spiegel schauen könne. Nach langem Grübeln kam er zu dem Schluss: „Nein, ich bin kein verkapptes Nazi-Schwein.“ Er sei der, der er immer war: heimmattreu, Rechtsaußen, Demokrat.



Reis mit Rosinen und Lamm, frisches Obst, Kichererbsen und Salat: Wenn Abdul Shaikhi Gäste in seiner Wohnung empfängt, breitet er seine Tischdecke auf dem Teppichboden aus

## Kapitel 4: Die Mannschaft, das Zuhause

Mittwochabend, der Ritter-Georg-Sportplatz in Schwarzenberg. Hinter den Bergen geht die Sonne unter. Trainer René Uhle kickt ein paar Bälle auf den Rasen und wartet auf die Mannschaft. Auch auf Abdul Qayom Shaikhi, der linke Mittelfeldspieler von Blau-Weiß Schwarzenberg. Als Uhle ihn vor fünfzehn Monaten das erste Mal sah, fiel ihm auf, mit welchem unglaublichem Tempo der seine Bahnen auf der Aschenbahn zog. Der Trainer sprach ihn an, ob er auch Fußballspielen könne? Ob er mit ihnen zusammen trainieren wolle? Klar, nickte Abdul Shaikhi.

Es gab nur ein Problem. In der Mannschaft spielte bis dahin noch nie ein Flüchtling. Uhle diskutierte mit seinen Jungs. Die schüttelten den Kopf. Ein Flüchtling in der ersten Mannschaft von Blau-Weiß Schwarzenberg? Ein Afghane, bei ihnen im Team? Auf keinen Fall. Der passe nicht in die Mannschaft. Wie sähe das denn aus. Und Deutsch könne er auch nicht.

Trainer Uhle grüßt ein paar Leute im Vorbeigehen mit Handschlag. Er kennt hier jeden auf dem Platz. „Die Leute sind am Anfang immer skeptisch“, sagt er, so sei das eben im Erzgebirge.

**Abdul Shaikhi ist eine Säule der Mannschaft, fehlt in keinem Training und hat entscheidende Tore geschossen. Als afghanischer Flüchtling hat er sich im Erzgebirge an Beschimpfungen auf der Straße schon fast gewöhnt**



Mit seinen Jungs gab er nicht nach. Irgendwann hatte er sie überzeugt. Abdul sei schließlich ein guter Fußballer. Eine echte Verstärkung. Man könne es doch mal versuchen. Shaikhi kam eines Abends zum Training und stand zum ersten Mal auf einem deutschen Fußballplatz, im blau-weißen Trikot des Vereins. Und da sahen es auch die anderen: Er spielte hervorragend. War schneller als ihr schnellster Spieler. Eigentlich der einzige, der linkes Mittelfeld kann. Doch das Misstrauen blieb. Sie ignorierten ihn. Wochenlang.

Abseits des Fußballplatzes fällt Abdul oft in ein Loch. Es ist die Langeweile, die ihm zu schaffen macht. Mit den Beschimpfungen kann er besser umgehen. Denn die hört er immer wieder: Kanacke. Scheiß Ausländer. Er solle sich verpissen und den Leuten hier nicht auf der Tasche liegen. Im Supermarkt, beim Kicken auf dem Parkplatz in seiner Nachbarschaft, auf der Straße. Erst kürzlich wollte ihn ein Mann verjagen, als er mit seinem besten Freund Fawad auf einem Spielplatz saß. In solchen Momenten bewahrt Abdul die Ruhe. Er sagt: „Die meisten denken, ich bin ein Scheiß-Ausländer, arbeite nicht und lebe nur von der Sozialkasse.“

Abduls Status: geduldet. Das Niemandland der deutschen Asylbürokratie. Geduldet heißt: Wir wollen dich nicht, wir schieben dich aber auch nicht gleich ab.

Zwei Praktika hat er bei einer Baufirma absolviert. Für 11,30 Euro die Stunde. Der Ausbildungs- und Arbeitsplatz ist ihm dort sicher. Aber es ist fraglich, ob er jemals eine Aufenthaltsgenehmigung bekommt. Ohne sie keine Arbeitserlaubnis.

Fußballtrainer Uhle sammelte Unterschriften für Abdul, telefoniert mit dessen Anwalt, plant ein Turnier mit einer Flüchtlingsmannschaft. Er findet, auch sie müssten arbeiten, und hofft, dass Abdul bleiben kann. „Weil er nicht nur ein guter Fußballer sei, sondern auch „ein feiner Kerl“.

Inzwischen ist der 24-Jährige eine Säule der Mannschaft, fehlt in keinem Training, hat entscheidende Tore geschossen. Er trinkt Bier mit den anderen, wird zu Grillfesten eingeladen, grölt mit ihnen in der Kabine die Gesänge auf ihren geliebten Verein. Sie sind Fußballer-Jungs. Schwarzenberger-Jungs. Das Training, die Meisterschaften, die Diskussionen in der WhatsApp-Gruppe, all das gibt ihm Halt. Seine Mannschaft ist wie eine Ersatz-Familie. Die echte hat er vor achtzehn Monaten in Afghanistan zurückgelassen.

Kurz nach sieben, Uhle wirft Slalomstangen auf den Rasen. Da kommt Abdul. Schwarze kurze Haare, breite Schultern, gewinnendes Lächeln. Stolz geht er über den Platz, hinter ihm die anderen Jungs. Der Torwart kommt ihm entgegen, sie klatschen ab, packen sich im Nacken, drücken ihre Stirne aneinander und lachen. Vor 15 Monaten war er der afghanische Flüchtling. Heute will ihn niemand mehr missen.



Training bei Blau-Weiß-Schwarzenberg: Nach anfänglichem Zögern hat die Mannschaft den Flüchtling Abdul Shaikhi herzlich aufgenommen

\*\*\*\*

Vier Menschen, vier Geschichten. Sie alle handeln von Ausgrenzung im Erzgebirge. Aber wo beginnt Ausgrenzung? Wo Überempfindlichkeit? Was ist erfrischende Inkorrektheit und wo beginnen Tugendterror und Sprechverbote? Was geht gar nicht? Und wer zieht diese rote Linie? Ich habe erfahren, dass „der Erzgebirger“ oft ruppig rüberkommt, Dinge ausspricht, sich nicht so viele Gedanken über die Wortwahl macht. Oder, in den Worten von Aues Pressesprecherin Jana Hecker, „auch nicht immer alles so ernst nimmt“.

Rechtfertigt das, andere wegen ihrer Sexualität, ihrer Meinung, ihres Aussehens auszugrenzen? Rechtfertigt das ein rassistisches Tableau inmitten eines 17 000 Einwohner-Städtchens? In meinem bisherigen Leben in Deutschland habe ich mich selten als Ausländerin gefühlt. In Aue jeden Tag.



**MAKING-OF:** Drei Tage vor Druck der Reportage erhalten Dunja Smaoui und der Fotograf Alexander Alber über Facebook eine Nachricht – vom Graffiti-Künstler. Er habe keinerlei rassistische Motive gehabt. Weil er in den 90er-Jahren schwarzen Hip Hop hörte und Graffitis malte, sei er immer wieder angeeckt. Das Bild sollte eine Provokation sein

---

Text: Lilith Grull  
Foto: Fabian Mondl

# Im Getriebe

**Auf den Autobahnen der Bundesrepublik sind  
täglich fast zwei Millionen deutsche LKWs  
unterwegs. Fernfahrer verbringen mehr Tage und  
Nächte im Auto als bei ihren Familien.  
Sie stehen im Dauerkonflikt mit der Zeit**



Einsteigen und losfahren:  
manchmal damit, dass die Ware  
rechtzeitig beim Kunden ist,  
dass der Spediteur erreicht wird  
oder die Fahrer es doch noch an  
den Küchentisch zum Abendessen  
mit der Familie schaffen

# IA

Alles unter Kontrolle. Das ist das Wichtigste. Frank Döhler thront auf einem Drehstuhl in seinem Büro. Mitten in der Provinz, in Aue, im Erzgebirge. Vor ihm kriechen stecknadelgroße Lastwagen über den Bildschirm. Per GPS sind ihre Bahnen zu verfolgen, überall, jede Sekunde, jeden Kilometer. Alles unter Kontrolle.

Die Bürowände der Spedition Döhler sind mit Bildern von Lastwagen und Landkarten tapeziert. Die Wand hinter Döhler sieht allerdings etwas anders aus: Die Fotos sind ausgeblichen. Er und sein blauer LKW-Volvo am Fuß des Montblanc. Bilder aus einer anderen Zeit. Die einfacher war. Wo sein Kopf noch nicht so kahl und von Altersflecken übersät war. Vielleicht schaut ihm deshalb SS-Obersturmbannführer Christian Tychsen über die Schulter, vom Kalenderblatt „Männer der Waffen-SS 2017“.

Döhler seufzt. An einem Haken hängt noch sein Blaumann. Ausgedient. Er hat viel erlebt, viel aufgebaut. Er darf nur noch nicht zu alt sein. Für seinen 19-jährigen Sohn ist es noch zu früh, die Spedition zu übernehmen. Döhler hat seine Familie spät gegründet. Er sagt, er hätte nie Zeit für ein anständiges Familienleben gehabt, leider. Er war immer unterwegs.

In Deutschland wurden im vergangenen Jahr fast dreihunderttausend LKWs neu angemeldet, so viele wie noch nie. Sie bringen uns täglich, was wir brauchen. Den Tisch, an dem wir unseren Kaffee trinken, den Keks dazu. Das Papier für dieses Magazin, der Container mit dem Laptop, auf dem dieser Text entstanden ist. Rund dreieinhalb Milliarden Tonnen transportieren sie jedes Jahr. Sie sind die Heilmännchen der globa-



Im Erzgebirge gibt es zahlreiche Familienspeditionen. Auch die von Frank Döhler ist eine. 1902 fuhr das erste Mal ein Wagen im Namen seiner Familie in die Welt, damals noch von Pferden gezogen

len Wirtschaft und zugleich ihre Buhmänner. Die Dreckigen, die Stinkenden. Die Elefantenrennen veranstalten; Unfälle und Dieseldreck verursachen. Fernfahrer verbringen in der Woche rund 120 Stunden in ihrem Lastwagen. Er ist rollendes Büro und Wohnung zugleich. Und zuhause warten oft Frau und Kinder. Vor ihnen immer die Autobahn wie ein Hamsterrad.

Sieben Uhr, Freitag früh. Drei Männer in öligen Warnwesten, mit Bockwurst in der Hand, lehnen an einem Stehtisch im „Big Wolle“. Die Raststätte am Rande des Erzgebirges ist die letzte Station, wenn es raus geht in die Welt und die erste, wenn man zurückkehrt. Die bunte McDonalds-Rutsche auf dem Hügel leuchtet schon von Weitem. Jeder weiß, dass Holger hinter der Theke steht, mit weißem Walrossbart, feuerwehrroter Schürze und wenigen Worten. Bei ihm treffen sich die Fahrer, auch jene, die längst im Ruhestand sind. Weil sie nicht zur Ruhe kommen, wenn die Räder still stehen. Uwe beißt in seine Bockwurst. Wie andere auch ist er in den Nahverkehr gewechselt, weil sich dann vielleicht etwas ändert. Als Fernfahrer ist er durch Europa gefahren, von Italien bis Norwegen. Er muss viel gesehen haben. Aber ein Gespräch kann nur die Bockwurst lang dauern, dann muss er schon wieder weiter. „Ich war nie zu Hause“, sagt er. „Das Leben hat so keinen Spaß mehr gemacht. Familie kann man nicht kaufen. Man muss da sein, um ein Teil von ihr zu sein.“

Im Seitenspiegel von Manus 40-Tonner verschwindet die bunte Rutsche von „Big Wolle“. Auch sie sagt: „Familie ist das Wichtigste“. Doch mit jedem Kilometer, den sie und ihr Mann Ringo zurückgelegt haben, entfernten sie sich von ihren Kin-

dern. Als sie anfangen, kam die Jüngste gerade in die Schule, die Große stand vor der Pubertät. Zum Glück waren die Großeltern da. „Nach ein paar Jahren wetteten die Kinder, ob wir am Wochenende heimkämen“, erzählt Manu. Damals fuhr das Ehepaar internationale Touren. Heute sind das nur noch Erinnerungen. In der Fahrerkabine hängen Fotos und kleine Souvenirs. Die Tour durch Skandinavien, das war die schönste Zeit.

„Man muss auch loslassen können. Die Kinder haben jetzt ihre eigene Familie.“ Familie. Das sind für das Ehepaar vor allem sie selber. Es ist Mittwoch. Der Tag, an dem die jüngere Tochter heiratet. Manu und Ringo sind nicht dabei. Es ist halt unter der Woche. Da arbeiten sie. Aber die Kleine hat sich auch nicht wirklich geäußert, ob sie kommen sollen. Gleich zehn Uhr. Vielleicht trägt sie jetzt schon einen anderen Namen. Manu setzt die Sonnenbrille auf. Obwohl es bewölkt ist.

Entladetor 1, München. Manu muss rückwärts einparken. Kein Kinderspiel. Eine Gruppe Männer steht auf dem Hof. Sie starren hoch zum Fahrerhaus und warten. Frauen sind eine seltene Spezies in diesem Job. Einer der Männer lässt seine Augenbraue hüpfen, das soll wohl verführerisch wirken. Ist es nicht. Manu löst die Handbremse. Zwei Männer beginnen, übertrieben zu winken. Manu gibt Gas. „Als Frau muss man doppelt so gute Arbeit machen“, sagt sie. „Sonst wird man nicht akzeptiert.“ Sie setzt zurück. „Einmal haben sie sich geweigert meine Ware anzunehmen, eine Frau könne diesen Beruf nicht ausüben. So ein Quatsch.“ Bremsen. Der Wagen steht zehn Zentimeter neben der Rampe. Perfekt beim ersten Versuch. Die Männer winken immer noch.

„Nach ein paar Jahren wetteten die Kinder, ob wir am Wochenende heimkämen“

Manu bedeutet sein Leben und Ringo ist Manus Lebensmittelpunkt



„Einmal haben sie sich geweigert meine Ware anzunehmen, eine Frau könne diesen Beruf nicht ausüben“



„Big Wolle“ ist die beliebteste Fernfahrraststätte im Erzgebirge. Das Gütergewerbe wird von Männern dominiert und ist zumindest bei ihnen die zweitbeliebteste Berufsgruppe. 2014 arbeiteten eine Millionen Männer in dem Sektor, die Hälfte davon als LKW-Fahrer. Frauen hingegen machen nur 1,7 Prozent der gesamten Fahrer aus, auch heute



„Die Leute haben Druck. Die meisten Fahrer schlingen das Essen nur noch hinunter und fahren gleich weiter“, sagt der originale Big Wulle zum Wandel im Gütergeschäft. Deutschland ist in den letzten zwei Jahrzehnten zum Transitland von Europa geworden. Der Verkehr wird lediglich zu knapp 60 Prozent von deutschen Wagen gefahren

Ringo kennt das. Und er ist stolz auf seine Manu. Die zwei sind ein Paar seit sie siebzehn war und er zwanzig. „Erster Schuss und Volltreffer“, sagt Ringo, das Lenkrad in der einen Hand, den Rasierapparat in der anderen. Jeder fährt eigene Touren, aber ihre Strecken planen sie so, dass sie sich unterwegs treffen können, zum Kaffee, zum Mittagessen oder abends an einem Waldsee in Bayern. Dort sitzen sie dann am Steg und schauen, wie die Sonne hinter den Wipfeln verschwindet. „Ein bisschen Fernfahrerromantik muss sein“, sagt Ringo. „Außerdem ist es doof, die Manu so lange nicht zu sehen. Ohne sie geht gar nichts.“

Als Ringo ausparkt, überquert ein dunkelhäutiger Mann die Straße. Ringo drückt aufs Gas und kurz vor ihm auf die Bremse. Lacht. Der Mann schaut erschrocken hoch, schüttelt den Kopf und geht weiter. „Eigentlich habe ich nichts gegen Bimbos“, sagt Ringo, jeder solle so einen Neger zu Hause haben, sei praktisch, eigentlich. Und gibt Gas.

Wochenende: Auf dem Parkplatz vor dem Freilichttheater Greifenstein reiht sich ein LKW nach dem nächsten – gut dreißig sind es. Truckertreff im Erzgebirge. Neben den Wagen qualmen Grills und reihen sich Bierflaschen.

„Auf der Autobahn / heute hier und morgen da, Mann/welch ein Leben, Mädchen massenhaft“ Das ist Larry, der Countrysänger. Die Stimme wabert über den Platz wie der Würstchenrauch. Die Gespräche drehen sich um Musik und Trucks, Bier und Familie. Politik bleibt draußen. Eigentlich. Jens lehnt mit nacktem Oberkörper an seinem blauen Schlepper. „Fahrer spricht Deutsch“, steht in altdeutscher Schrift

an der Scheibe seines „Führer“-Hauses. Über sein Herz hat er sich ein Tattoo stechen lassen: „Land der Deutschen Wut“. Auf den Rücken einen Wehrmachtsoldat, der die rechte Hand hebt. „Ich frag euch, Jungs, was kann es Schön' res geben, in diesem Leben / Auf der Autobahn sind wir zuhause / viele Jahre lang / Was uns antörnt, ist für euch da zu sein / Und wieder fahr'n wir in den Tag hinein.“ Jens sagt, er fahre eigentlich nur Auslandsstouren: „Da habe ich auch weniger Probleme mit meiner Ausrichtung als hier.“ Vom Nachbarwagen kommt ein Fahrer herüber. „Bist 'n Nazi?“, fragt der. „Warum hast du das auf dem Fahrerhaus in Nazideutsch stehen?“ Jens grinst. „Nazi? Das ist doch einfach Altdeutsch“, mischt sich der Nächste ein. Drei Männer stehen sich gegenüber. Angepisst. Feixend. Verwirrt. Jens will was sagen, seine Lippen bewegen sich. Doch es wird vom nächsten Hupkonzert der Trucker verschluckt.

Die Spedition Metzner hat einen guten Ruf im Erzgebirge. Ihre Laster sind immer auf dem neuesten Stand, das ist kostspielig und eine Seltenheit in dem Geschäft. Ihre Jungs müssen sich wohlfühlen, sagt Chef Metzner, denn die Wagen sind ihr Zuhause; manchmal ihr erstes, manchmal ihr zweites. Und die Spedition wird zu einer zweiten Familie. Wenn am Freitag alle auf dem Fuhrpark einfahren, sind die Chefs vor Ort, Vater und Sohn Metzner. Sie packen selbst mit an beim Ab- und Umladen, beim Putzen. Auch die Fahrer bleiben auf dem Hof, bis alle Kollegen zurück sind. Das Leben mit der richtigen Familie beginnt erst danach.

Einer der Fahrer bei von Metzners ist Henri. „Ich weiß nicht warum, aber immer wieder behandeln mich Menschen, als sei

## „Das einzig Erstrebenswerte ist Zufriedenheit“

LKW-Fahrer legen in der Woche schnell mehr als 3 000 Kilometer zurück. Sie sehen viel, zumindest rechts und links der Straße



ich rechts“, sagt er und verschenkt ein breites Lächeln. Ein Hüne, mit Glatze und einer Narbe quer übers Kinn. Er trägt nur schwarz. Auf den ersten Blick will man Henri nachts auf leerer Straße nicht begegnen. Auf den zweiten ist er ein netter Bär, nur ohne Fell.

Seit zwei Jahren fährt er LKW. Es gibt viele Wege, die in einer Fahrerkabine enden. Der von Henri begann im Kosovo als er achtzehn war und der Krieg gerade vorbei. „Auch ich als Linker wollte meinem Vaterland dienen.“ Henri war einer der Ersten, die in den Kosovo flogen, um beim Wiederaufbau zu helfen. Unterkunft auf engem Raum, nur Jungs. Beschuss. Frustration. Und Freundschaft – Burim, sein kleiner Freund.

Henri fuhr mit seinen Kameraden zu einem zerstörten Dorf, in dem seine Einheit eine Schule bauen sollte. Die Einheimischen packten mit an. Nach ein paar Tagen stand das Gerüst, abends wurde stets gemeinsam gekocht, gegessen, gefeiert.

Der kleine Burim lehnte an einem Baum, vielleicht sechs Jahre alt. Schaute zu. „Da winkte ich ihn rüber und setzte ihn ins Fahrerhaus von unserem LKW. Er sah so glücklich aus.“ Ein Lächeln war selten in jenen Tagen im Kosovo. Zum Abschied schenkte er dem Kleinen seine Baskenmütze. Viel zu groß, rutschte sie ihm in die Stirn.

Henri blieb nur noch ein paar Monate im Kosovo: Er hat genug Leid gesehen. Leid, was ihn auch heute noch beschäftigt. Zurück in Deutschland blieb er nicht lange. Es hielt ihn nichts, so ging er in die Schweiz, Senioren pflegen. Aus der Zeit im Kosovo hat er gelernt: „Das einzig Erstrebenswerte ist Zufriedenheit.“ Seine Seele blieb auf dem LKW-Bock und ein Teil im

Kosovo, bei Burim. Jetzt fährt er wöchentlich, so muss er nicht stillstehen.

Henri führt ein zufriedenes Leben. Hat eine Frau, die ihn ergänzt. Hat ihre Tochter angenommen wie seine eigene. Sie wollen noch ein Kind. Manchmal fragt er sich, was mit Burim passiert ist. „Auf Facebook habe ich ihn schon gefunden.“

Auch Michel fährt für die Metzners. Die ersten Touren machte er schon mit seinem Großvater und Vater. Auf dem Fuhrpark der Spedition Döhler fing er als Waschbär an. Nach der Schule ging er Trucks schrubben statt auf den Fußballplatz.

Michel ist jetzt schon fast sein halbes Leben unterwegs. An diesem Tag ging es vom Erzgebirge über Prag, Brünn, Bratislava nach Budapest. Der „Seppel“, wie Michel seinen LKW-Scania nennt, parkt am Abend vor einer Tiefgarage an einer Kreuzung in der Stadt. Geladen hat er Teppiche und Sessel für ein Kino. Eigentlich ist Abladen Sache des Kunden. Doch meistens wird von dem Fahrer erwartet, dass er das erledigt. So auch dieses Mal.

Zwei Stunden später ist der Wagen ausgeräumt, doch eine Traube wütender Anwohner protestiert inzwischen gegen die Lärmbelästigung auf der auch nachts starkbefahrenen Straße. Eigentlich darf Michel mit seinem LKW nicht ins Stadtzentrum. Eine Frau hat die Polizei gerufen, wenn sie kommt, wird es teuer. Eine Stadtgenehmigung zu erhalten, dauert drei Wochen. Doch sein Auftrag kam vor vier Tagen herein, wie es üblich ist. Also schnell in die Kabine, Schuhe aus. Michel duldet keinen Straßendreck im mobilen Wohnzimmer. Auch nicht, wenn die Polizei im Anmarsch ist.

Circa dreieinhalb Milliarden Tonnen Güter werden jedes Jahr von deutschen LKWs durchs Land transportiert. Da muss jeder Griff sitzen, weiß auch Michel



Fahrern sitzt die Zeit im Nacken. Meist stehen sie in den frühen Stunden auf und müssen noch in der Nachmittags-sonne schlafen gehen. Warten, abladen, aufladen, warten. Stau. Jeden Tag stehen sie im Stau, egal auf welcher Autobahn





Momente im Familienleben sind für Fahrer rar: Sie scheinen rastlos, aber mögen ihren Job. So wie für die meisten, ist auch für sie Familie das wichtigste. Nur, dass sie den Großteil der Nächte geografisch weit weg vom Familienleben verbringen müssen

Es ist stockfinster, als Budapest hinter dem Wagen verschwindet. Eine Stelle zum Schlafen ist nicht in Sicht, und es sind nur noch dreißig Minuten Fahrzeit bis zur gesetzlichen Pause. Also weiter auf der Landstraße. Schmal. Holprig. Dunkel. Kein Parkplatz. Michel hält mitten auf der Straße. Rechts Bäume, links ein Anglersee. Das Navi zeigt: nichts. Und jetzt? Michel weiß es auch nicht.

Da kommt ein Licht. Michel schaut skeptisch, als der alte VW hält. Ein junger Mann in Shorts und Badeschlappen steigt aus. Klopft an die Tür. Es wird davor gewarnt, in Osteuropa abseits von Ortschaften zu halten. Michel lässt das Fenster runter.

Aber der Ungar möchte nur helfen. Er lotst Michel zum nächsten Gewerbegebiet. Auf der einen Seite zwei lange Gebäude. Auf der anderen ein Sonnenblumenfeld. In der Ferne die Lichter der nächsten Stadt. Und tatsächlich, da ist sie: die Fernfahrerromantik.

Am Morgen merkt Michel, dass seine nächste Ladestelle nur fünfhundert Meter weiter liegt. Er lehnt am Seppel, schlürft den Morgenkaffee, während es heißer wird. Aus einer Lagerhalle tönt Hard Rock herüber. Warten. Und warten. Und der Kunde taucht nicht auf. Ist auch nicht erreichbar. Zwangsläufig wird die Pause länger. Michel kniet am Wagen und zeichnet mit einem weißen Edding die Michelin-Männchen auf den Reifen nach. Stunden später der Anruf vom Disponenten. Es geht weiter. In der nächsten Stadt aufladen und ab nach Deutschland.

Von den 35 Grad Hitze in Ungarn ist in Thüringen nichts mehr zu spüren. Ein Sturm zieht auf. Es wird ungemütlich. Die Parkplätze entlang der A4 füllen sich, obwohl es gerade erst

dunkel wird. Michel fährt auf die Bundesstraße ab, vielleicht gibt es in der Nähe eine freie Haltebucht. Doch alles ist voll. Die Fahrtzeit ist um, der Notstreifen wird heute zum Schlafplatz.

Michel hat ein Bett, in dem er lieber schläft und eines, in dem er ruhiger schläft; eines mit seiner Freundin und eines im LKW. Mal in dem einen und mal in dem anderen zu sein, macht eine Beziehung nicht immer einfach. Aber sie hat ihn so kennengelernt. Natürlich hat er Angst, einiges zu verpassen. Zum Beispiel für „den Kumpel“, wie er seinen Sohn nennt, nicht immer da sein zu können, so wie es sein Vater schon nicht immer war. Aber ob er aufhören könnte zu fahren, da ist er sich nicht sicher.

Regentropfen klatschen an die Frontscheibe. Michel telefoniert mit seiner Freundin, die ihm erzählt, welche Fortschritte der Sohn beim Schwimmen gemacht hat. Neben dem Wagen hat sich ein Bach gebildet. Es kracht. Ein Blitz hat eingeschlagen. Noch einer. Blitz und Donner zugleich. Es raschelt. Lauter. Krachen, als ob fünfzig Stöcke zerbersten. Michel lässt das Telefon sinken. Der Baum neben dem Wagen neigt sich, fällt, die Baumkrone direkt auf den LKW. Die vertraute Stimme am Telefon und der fallende Baum auf dem Wagendach – zu keinem Moment der Tour war der Abstand zwischen Hier und Daheim größer, nie waren die beiden Welten so nah und fern zugleich.

Bis auf ein paar Kratzer ist nichts passiert. Michel klettert auf den Auflieger und befreit ihn vom Geäst. Die Blitze leuchten noch drei weitere Stunden unter der Gardine des Fahrerhauses hervor.



Für Sven sind seine Kinder das wichtigste: Die Namen der zwei Großen trägt er als Tattoo immer bei sich

„Fahrer ist man aus Leidenschaft. Oder man lässt es auf Dauer sein“, sagt Frank Döhler. Das Speditionsgeschäft hat mit fehlendem Nachwuchs zu kämpfen. Aus Not holen die Spediteure Leute aus dem Ruhestand. Andere schickt das Arbeitsamt, doch die bleiben meist nicht lang. Niemand will diesen Job mehr machen“, sagt Döhler. „Das Familienbild hat sich gewandelt. Abends und am Wochenende ist Familienzeit. Das geht als Fernfahrer nicht.“ Wie hoch die Scheidungsrate in dem Job ist, steht in keiner Statistik. Doch wenn man sich umhört, sind Trennungen keine Seltenheit.

Sven ist einer der Punkte auf den Computerbildschirmen der Spedition Döhler. Mit jeder Tour löste sich bei Sven ein Stück der Beziehung und er sich aus dem Familienleben. Als der dritte Junge unterwegs war, war es aus. „Es lag nicht nur an dem Job, es war einfach keine gute Kombination“, sagt Sven. Er holt seine beiden großen Kinder an jedem zweiten Wochenende, den Kleinsten sieht er nur an der Haustüre bei der Übergabe. Erstmal. Die drei Kinder wohnen jetzt in einer neuen Familie. Bei der Mutter und ihrem Neuen.

Sven wischt Bilder im Handy durch. Bilder aus einer anderen Zeit. Er fragt sich, was Familie ist. „Im Lkw vermisste ich meine Söhne jeden Tag. Manchmal sitze ich da und weine nur noch.“ Außer zu seinen Jungs hat Sven keinen Kontakt zu seinem früheren Umfeld. Wie fast alle LKW-Fahrer hat er keine Zeit, ein soziales Leben aufrecht zu halten.

An diesem Wochenende ist er mit den zwei großen Jungs zum Angeln gefahren. Es ist still im Wald. Sven sitzt auf einer Bank am Ufer. Der Blick ist starr auf seine Kinder gerichtet. Der

Große schaut konzentriert aufs Wasser, der andere spielt auf seinem Tablet. Sven lächelt nicht. Der Mittlere schaut auf und kommt angeschlichen. Schiebt sich auf seinen Schoß und zieht den Kopf des Vaters an seinen. Die Wangen schmiegen sich aneinander. Sven gibt ihm einen Kuss.

„Alles okay?“, fragt er und das Kind nickt. Nur einen Moment verharren sie, dann fragt Sven: „Willst du nicht auch angeln?“ Der Junge gleitet vom Schoß und läuft zum Wasser. Sven steht mit einem Ruck auf, geht ein paar Schritte zurück auf den Waldweg. Kramt in seiner Hosentasche nach Zigaretten. Der Große ruft. Noch ein Barsch hat angebissen, es ist der vierte. Sven lächelt gequält. Noch zwanzig Stunden, dann muss er seine Kinder abgeben. Noch dreißig Stunden, dann geht es wieder los. Rein ins Fahrerhaus und auf die Straße.



**MAKING-OF:** Lilith Grulls Uropa war Fernfahrer. Sie wusste nicht, wie es Fernfahrern ergeht, nur, wie es ist, wenn sie nicht da sind. Fotograf Fabian Mondl arbeitet im Veranstaltungsgeschäft und saß schon oft „mit auf dem Bock“. Also machten sie sich ein paar Wochen auf, um zu erfahren, wie der Alltag eines Fernfahrers aussieht

Auf der Straße halten Fahrer über Funk Kontakt. Ansonsten sind sie alleine





---

Text: Cristina Helberg  
Foto: Viola Maiwald

# IM Abseits



**Sie sind die Abgehängten im Jobwunderland Deutschland: Langzeitarbeitslose haben es schwer, wieder in die Berufswelt zu finden. Aber die Mitarbeiter des Jobcenters Erzgebirgskreis geben niemanden auf. Über einen Kampf gegen Hoffnungslosigkeit und Vorurteile**



Jobvermittlerin Eva Nestler  
kommt selbst aus dem Erzgebirge.  
Das schafft Vertrauen

# B

Britta Lennert kommt eine halbe Stunde zu früh. Es ist halb neun an diesem Dienstagmorgen im Sommer 2017, als sie den Konferenzsaal im Jobcenter Aue betritt. Durch Flügelfenster fallen Sonnenstrahlen auf ihre rote Kurzhaarfrisur. Sie hat sich schick gemacht. Perlenohrringe, passendes Armband, dazu eine Bluse. Aber wenn man fragt, warum sie hier ist, weiß sie keine Antwort. „Meine Vermittlerin hat mich hergeschickt.“ Sie hat nicht gefragt, warum.

Ihr Blick fällt auf eine Broschüre, die vor ihr auf dem Tisch liegt. Sie zeigt das Bild einer Joggerin am Strand und das Wort: ZIEL. Darüber in weißen Buchstaben: „Aktive Bewältigung von Arbeitslosigkeit“. Britta Lennert, 45, gelernte Strumpffacharbeiterin, will nach elf Jahren Arbeitslosigkeit endlich wieder einen Job. Aber, dass es klappt, glaubt sie nicht.

Wenig später sind fast alle Stühle besetzt. Ein Fliesenleger ist da, der mit Depressionen kämpft und sich die Tage mit Gartenarbeit und Reparaturen vollpackt, um in kein Loch zu fallen. „Das ist eigentlich Vollzeit“, sagt er. Eine junge Bürokauffrau, die nach ihrer Ausbildung nie eine Arbeit gefunden hat, weil sie mit psychischen Problemen kämpft. Eine Verkäuferin, alleinerziehend, die sagt, sie hasse es, zu Hause zu sitzen. Einer, der seit sechzehn Jahren keinen Job mehr hat, sagt: „Man wird immer träger. Ich habe kaum Hoffnung, nochmal Arbeit zu finden.“ Seinen Namen möchte er, wie alle anderen, nicht in der Zeitung lesen. Auch Britta Lennert heißt eigentlich anders. Niemand der Anwesenden möchte sich fotografieren lassen oder Details zum Lebenslauf preisgeben, aus Angst in einem Zeitungsartikel erkennbar zu sein. Im Erzgebirge, sagen die Leute, kennt jeder jeden.

Das Jobcenter Erzgebirgskreis, Niederlassung Aue, ist in einem prunkvollen Gebäude aus dem frühen 20. Jahrhundert zu Hause. Hohe Decken, breite Flure: Früher saß hier die Verwaltung der Besteckfabrik „Wellner“, die ihre Waren in alle Welt exportierte. Heute erzählen die Leute, dass es



Im Jobcenter Aue beginnt der Tag für die Vermittler um halb acht. Eine halbe Stunde später kommen die ersten Kunden

Silberbesteck aus Aue bis in die erste Klasse der Titanic geschafft hat. Wobei unklar bleibt, was sie mehr bewegt: der Stolz auf den Glanz vergangener Tage. Oder die Angst vor dem Untergang. Mit geplatzten Träumen jedenfalls kennen sie sich seit der Wende aus.

Mit lauter Stimme begrüßt Eva Nestler, 59, die Gruppe im Konferenzsaal. Als „Intensivvermittlerin“ leitet sie viermal im Jahr einen sogenannten AktivA-Kurs. Er soll in vier Tagen die psychische und körperliche Gesundheit von Langzeitarbeitslosen verbessern. Nestlers Aufgabe ist herauszufinden, „wo die Säge klemmt“. Sie hat vier Söhne großgezogen. Vielleicht kommt daher ihre energische Art. Nach ihrer Ausbildung zur Krankenschwester war sie in der Jugendarbeit und hat eine Weiterbildung als Traumapädagogin gemacht. Seit sechs Jahren arbeitet sie als Quereinsteigerin in der Arbeitsvermittlung. Für die „Kunden“, wie sie die Arbeitslosen im Jobcenter nennen, ist Nestler eine Ausnahme im „System Hartz IV“. Die Teilnahme an ihrem Kurs ist freiwillig – Sanktionen wie Leistungsentzug, das schwerste Druckmittel der



**„Man muss die Menschen anbieten wie ein Milchmann seine Milch. Aber nicht wie saure Milch, sondern wie köstliche Vollmilch mit viel Rahm“**

Jobcenterleiter Frank Reißmann hat in der DDR Maschinenbauer gelernt und als Köhler fünf Jahre unter freiem Himmel gearbeitet

Jobcenter, nutzt sie nicht. „Sonst muss man immer im Jobcenter, hier müssen Sie mal nichts. Am Ende gibt es keinen Bericht an Ihre Vermittler“, erklärt sie den Teilnehmern. Nestler schaut in skeptische Gesichter. Viele Arbeitslose, die zu ihr kommen, haben psychische Probleme, Schulden oder körperliche Beschwerden. Manchmal alles zugleich. Aber das größte Problem spiele sich im Kopf ab. Die Betroffenen fühlen sich nutzlos und gleichzeitig gestresst: von drohenden Sanktionen und der Pflicht, dem Jobcenter alles offenzulegen. Hinzu kommt die schleichende Vereinsamung. „Am Anfang hat man vielleicht noch Kontakt mit alten Arbeitskollegen, aber dann hat man schnell keine gemeinsamen Themen mehr.“ Hinzu komme die Ausgrenzung nach dem Motto: Du bist ja arbeitslos, du bist faul. „Arbeitslosigkeit“, sagt Eva Nestler, „kann krank machen.“

In der ersten halben Stunde versucht sie, die Gruppe „einzufangen“. Sie sagt: „Viele von Ihnen haben Abschlüsse und Berufe, die gibt es gar nicht mehr.“ Britta Lennert, die heute Morgen als Erste da war, nickt fast unmerklich. Es geht darum, Vertrauen zu schaffen. Gelingt Eva Nestler das, erzählen ihr die „Kunden“ oft mehr als den Vermittlern in den anderen Stockwerken.

Das Ziel ihres Kurses sind „kleine Meilensteine“. Fortschritte, die von außen gesehen fast lächerlich wirken, für ihre „Kunden“ jedoch von größter Bedeutung sind. Es gibt Menschen, die erst wieder Mut fassen müssen alleine mit dem Bus zu fahren oder einen Psychologen zu besuchen. „Wir leisten inzwischen nicht bloß Arbeitsvermittlung, sondern ein Stück Lebensberatung.“

\*\*\*

Fast dreißig Jahre nach der Wende liegen noch immer Welten zwischen alten und neuen Bundesländern. Die Löhne sind im Osten ein Fünftel niedriger als im Westen, die Zahl der Arbeitslosen deutlich höher. Doch ausgerechnet im Erzgebirge, wo Britta Lennert und die anderen einen Job suchen, wächst die Wirtschaft. Unternehmen suchen händeringend nach Fachkräften. Im Juli 2017 lag die Arbeitslosenquote im Erzgebirgskreis mit 5,3 Prozent knapp unter Bundesdurchschnitt. Genau hier, wo es eigentlich Arbeit gäbe, wird ein Problem besonders deutlich: Je länger Menschen arbeitslos sind, desto schwerer finden sie ins Berufsleben zurück. Dabei könnten auch sie vom Aufschwung profitieren. Wenn es kaum Arbeitslose gibt, geben Unternehmen auch weniger Qualifizierten und Langzeitarbeitslosen eher eine Chance. Doch viele sind über die Jahre in einen Strudel aus schwächelndem Selbstvertrauen und sozialer Ausgrenzung geraten. Oft folgen Depressionen. Am Ende glauben viele nicht mehr daran, je wieder Arbeit zu finden. Deshalb geht es Eva Nestler und ihren Kollegen nicht allein darum, Jobs zu vermitteln. „Wir gehen auf Spurensuche, weil die Menschen viele verschiedene Probleme gleichzeitig haben. Einer, der seit zehn Jahren arbeitslos ist, den hab ich nicht in einem

halben Jahr im Arbeitsmarkt. Wunder dauern etwas länger.“

Schwer zu sagen, wann Britta Lennert der Mut verlassen hat. 1987 begann sie in der DDR eine Lehre als Strumpffacharbeiterin, da war sie fünfzehn. Für die „Gelenauer Kinder- und Damenstrumpfwerke“, den größten Sockenhersteller der DDR, nähte sie im Akkord. Anders als viele ihrer Kolleginnen träumte sie nach der Wende nicht vom Westen. Ihr Leben sollte weiter gehen wie bisher. 1990 übernahm die Treuhand die Strumpfwerke, Britta Lennert wurde in Kurzarbeit geschickt. Kurz darauf gehörte sie zu den Ersten, die gehen mussten.

Man kann Britta Lennert nicht vorwerfen, sie habe danach nichts unternommen. Sie ist erst achtzehn, als sie entlassen wird, schult zwei Jahre zur Hauswirtschaftlerin um. „Aber in den Beruf bin ich irgendwie gar nicht hereingekommen“, sagt sie. Sie fischt in einer Müllsortierungsanlage tote Tiere aus dem Unrat und erträgt die Staubwolken, wenn Bauschutt auf das Laufband geschüttet wird. Nach zwei Jahren wird ihr betriebsbedingt gekündigt. Sie bleibt nur zwei Wochen arbeitslos, dann putzt sie nachts Busse. Drei Jahre hält sie die Nachtschichten durch. Danach putzt sie elf Jahre Büros.

An ihren Feierabenden fühlt sie sich einsam. Irgendwann gibt sie eine Kontaktanzeige auf. „Weil ich niemanden ansprechen kann.“ Ihr zukünftiger Ehemann meldet sich. Sechs Jahre später wird ihre Tochter geboren. Britta Lennert bleibt zwei Jahre zu Hause. Zurück aus der Elternzeit, ist sie eine der Ersten, die gehen muss. Sie vermutet, dass der Firma ihre Kinderpause nicht gepasst hat. Diesmal findet sie keine neue Arbeit, und das erste Mal überkommen sie Zweifel. „Man denkt, man wird nicht gebraucht, obwohl man doch alles gemacht hat.“

Britta Lennert ist jetzt 45 Jahre alt. Seit vier Jahren hat sie einen Minijob in der Kinderbetreuung. Verdient sie mehr als 100 Euro im Monat, wird ihr der Lohn vom Hartz IV abgezogen. „Hauptsache man hat was zu tun“, sagt sie. Die Alternative wäre, alleine in ihrer Wohnung zu sitzen. Ihr Mann ist als Zeitarbeiter viel unterwegs, so wie ihre Tochter, die in der Pubertät steckt. Britta Lennerts größte Sorge: Ihre Tochter soll einen guten Hauptschulabschluss machen, damit sie eine Ausbildung findet. Als Eva Nestler die Teilnehmer an diesem Morgen fragt, wie sie sich fühlen, sagt Britta Lennert: „Alles in Ordnung.“

\*\*\*

Es ist erst Mittag, und Frank Reißmann, 57, sitzt bereits in der dritten Konferenz. Der Leiter des Jobcenters Erzgebirgskreis trägt ein kurzärmeliges Hemd, Krawatte, Jeans. Er sitzt mit angewinkelten Beinen auf dem Stuhl, nur die Schuhspitzen berühren den Boden, so als wollte er jeden Moment aufspringen. Aber statt aufzuspringen, blickt Reißmann konzentriert auf eine Statistik, die der Beamer an die Wand wirft: Eine rote Linie geht steil nach oben. Rot, sagt die Legende, steht für „Profillage D“.



**Früher wurde aus der Geschäftsetage im Jobcenter Aue Silberbesteck in die ganze Welt verkauft. Heute sollen Arbeitslose hier neuen Mut fassen für die Welt da draußen**

Das Jobcenter unterteilt Arbeitslose in vier „Profillagen“: A, B, C und D. Zur „Profillage A“ gehören alle, die sofort einen Job annehmen könnten. Zur „Profillage B“ zählt, wer nur eine Fortbildung oder einen Führerschein machen muss, um eine Stelle zu finden. Die „Cs“ und „Ds“ haben es schwerer. Sie brauchen intensive Unterstützung. Reißmanns Statistik verrät: Knapp 55 Prozent der Arbeitslosen, die im Erzgebirgskreis Grundsicherung beziehen, gehören der Profillage „D“ an, weitere 36 Prozent werden als „C“ eingestuft. Man könnte auch sagen: Mehr als 90 Prozent der beim Jobcenter gemeldeten Arbeitslosen haben irgendwann den Anschluss verloren – und es sieht nicht so aus, als würden sie ihn je aus eigener Kraft wieder finden.

Viele „Cs“ und „Ds“ finden vor allem deshalb keine Arbeit, weil sie mehrere Probleme gleichzeitig plagten. Viele müssten erst wieder lernen, früh aufzustehen, und nicht bei den kleinsten Aufgaben in Stress zu geraten. „Das sind keine Wertungen, nur Feststellungen und Erfahrungen.“ Reißmann ist für seine Äußerungen vielfach kritisiert worden.



Der Empfang ist der erste Kontakt von Arbeitslosen mit dem Jobcenter. Die meisten Kunden versuchen extra leise zu reden

Er selbst sieht sich als einen, der Probleme anspricht, ohne Menschen zu stigmatisieren.

Reißmann kennt die Abgehängten der Gesellschaft gut. Als Leiter der Abteilung Jugend, Gesundheit und Soziales des Landratsamtes hat er seit 1998 mit Familien und Kindern in der Jugendhilfe und Betroffenen in der Schuldner- und Suchtberatung zu tun. „Es gibt viele Menschen, die können die Probleme dieser Leute wunderbar umschreiben und fachliche Aussagen treffen. Aber die Lebenswirklichkeit kennen nur wir vor Ort.“ Vielleicht ist es diese Erfahrung, die ihn zu einem „Kümmerer“ gemacht hat. Er will niemanden aufgeben. Dieser Anspruch ist zu seiner Mission geworden.

Wenn Frank Reißmann von seiner Arbeit spricht, könnte man glauben, er sei im Nebenberuf Pfarrer. Er sagt Sätze wie: „Ich bin zutiefst davon beseelt, dass man die Menschen, die ausschließlich von staatlicher Transferleistung ihren Lebensunterhalt bestreiten, fordert.“ Oder: „Leistungsbeziehern zu zeigen, dass sie auch ohne öffentliche Hilfe ihr Leben

bestreiten können, das beflügelt den Geist der handelnden Menschen.“ In seiner Sprache zeigt sich, wie schwer es ist, eine Brücke zwischen zwei Welten zu schlagen: den Formulare und Statistiken auf der einen Seite und den Menschen und ihren Nöten auf der anderen.

\*\*\*

Seit 2012 ist Reißmann Leiter des Jobcenters Erzgebirgskreis. Er ist überzeugt davon, dass nur eine Behörde, bei der alle Fäden zusammen laufen, etwas bewegen kann. Im Jahr 2005 konnten sich bundesweit alle Kommunen um die Aufgabe der Grundsicherung für Arbeitslose bewerben. Bis dahin war dafür die Bundesagentur für Arbeit verantwortlich gewesen. Mit der Öffnung sollte ein alternatives Modell zur Eingliederung von Arbeitslosen erprobt werden. Mit anderen Mitstreitern und dem Landrat warb Reißmann um die Zustimmung des Kreistages. „Aber wir haben da eine richtige Klatsche bekommen“, sagt er. 2012 gab es eine zweite Möglichkeit sich zu bewerben. Diesmal stimmte der Kreistag zu.

Seitdem stehen Sozialamt, Jugendamt, Gesundheitsamt und das kommunale Jobcenter unter seiner Leitung. Der Vorteil: Da alle Behörden unter einem Dach sitzen, können sie Fragen auf dem „kleinen Dienstweg“ klären. So ergibt sich schnell ein Gesamtbild der Probleme. Arbeitslose Eltern, deren Kinder vom Jugendamt betreut werden, können als ganze Familie beraten werden. „Weil wir ein kommunaler Träger sind, können wir das machen. Wir müssen keine Bundesagentur, keine vorgesetzte Behörde fragen“, sagt Reißmann. Es klingt fast trotzig.

Als das Problem der vielen Kunden in Profillage D immer offensichtlicher wurde, griff Reißmann zu einer außergewöhnlichen Maßnahme: Auf ihrer Internetseite präsentieren sie jetzt „Erfolgsgeschichten“, von Menschen, die es aus der Kategorie C oder D wieder in den Arbeitsmarkt geschafft haben. Da ist ein Blinder, der jetzt in einer Physiotherapiepraxis arbeitet. Ein Anderer hat nach drei gescheiterten Lehren die Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann absolviert. Überschriften wie „Vom 'Verweigerer' zum 'Verstehenden'“ stehen über diesen Berichten. „Wir wollen damit die Eigenmotivation der Betroffenen herauskitzeln.“

Von seinen Mitarbeitern fordert Reißmann, sich offensiv für die Arbeitslosen einzusetzen. „Man muss die Menschen anbieten wie ein Milchmann seine Milch. Aber nicht wie saure Milch, sondern wie köstliche Vollmilch mit viel Rahm.“ Ines Sprung soll so ein Milchmann sein. Die gelernte Verkäuferin trägt eine bunte Blumenbluse, kurze blonde Haare und rote Nägel. Vor ihrer Stelle beim Jobcenter hat sie beim Zoll gearbeitet. Kontrolle illegaler Beschäftigung. Als sie eine Dienstwaffe tragen sollte, stieg sie aus. Jetzt vermittelt sie im Arbeitgeberservice des Jobcenters zwischen Arbeitslosen und Unternehmen, die Mitarbeiter suchen. Im silbernen Dienstwagen fährt sie durch das Erzgebirge und versucht Firmenchefs von ihren Kunden zu überzeugen.

gen. Diesmal muss sie nach Scharfenstein. Früher lag hier die „Kältekammer“ der DDR. Fast in jeder Küche stand ein Kühlschrank, der in Scharfenstein produziert wurde. Nach der Wiedervereinigung ging der größte Kühlschrank-Produzent des Ostblocks pleite.

Ines Sprung kennt jedes Unternehmen im Gewerbegebiet. Im Vorbeifahren zählt sie Firmennamen und Mitarbeiterzahlen auf. Dann parkt sie vor einem kleinen Betrieb. Heute trifft sie sich mit Ingo Melzer. Der Elektriker wartet schon vor der Tür seiner Werkstatt. Bis vor wenigen Jahren bewarben sich jedes Jahr mehrere Jugendliche um einen Ausbildungsplatz bei ihm. Heute sucht er vergeblich nach Bewerbern. „Hier kriegst du niemanden mehr. Die was bringen, sind in Arbeit. Ich habe mehr Aufträge als ich abarbeiten kann“, sagt er. Durch die kleine Werkstatt führt er Ines Sprung in sein Büro. Sie ist gekommen, um einen Arbeitslosen zu vermitteln. Am Telefon haben sie schon darüber gesprochen. Der Mann hat keinen Schulabschluss und keine Ausbildung. Außerdem ist er Kettenraucher. Ingo Melzer ist skeptisch. „Es gibt Baustellen, da herrscht striktes Rauchverbot wegen Feuergefahr, da gibt es Riesenprobleme. Und ob ich den alleine losschicken kann, ist ja nicht klar.“ Ines Sprung versucht ihn mit ihren Mitteln zu überzeugen. Das ist vor allem die finanzielle Förderung. Ein Jahr lang zahlt das Jobcenter 50 Prozent des Bruttolohns. Aber Ingo Melzer bleibt skeptisch: „Ein Arbeiter von mir müsste auf ihn aufpassen. Da geht viel Arbeitszeit verloren.“ Ines Sprung holt einen Taschenrechner raus und sagt: „Wenn er hier gefördert wird, kann er ein guter Arbeiter sein.“ Zusammen rechnen sie die mögliche Förderung durch. Am Ende verspricht Melzer, dem Mann eine Chance zu geben. Für Ines Sprung ein kleiner Erfolg. Zum Abschied sagt sie: „Wenn er mal länger krank ist, sagen Sie sofort Bescheid. Manchmal hilft es, wenn die Vermittlerin Tacheles redet.“ Doch dazu kommt es nicht. Der Mann tritt den Job nicht an. Stattdessen ist er in Urlaub gefahren. Sobald er zurückkommt, wird Ines Sprung von vorne beginnen müssen.

\*\*\*

Um den Erfolg der bundesweit 110 kommunalen Jobcenter zu messen, sortierte man sie in Vergleichsringe. Erhoben werden unter anderem die Zahl der vermittelten Arbeitslosen und die Summe der gezahlten Leistungen. Reißmanns Behörde liegt in ihrem Vergleichsring im guten Mittelfeld. In einem Punkt aber auf dem ersten Platz: Kennzahl K2E3 – Nachhaltigkeit der Integrationen. Sie stellt fest, wie viele der vermittelten Kunden auch nach einem Jahr noch in einem sozialversicherungspflichtigen Job sind.

Dieses Ergebnis spricht für Reißmanns Methoden. Trotzdem sieht er auf Dauer nur eine Möglichkeit mit der steigenden Zahl von Arbeitslosen in Profillage D umzugehen: Eine Überarbeitung der Sozialgesetze. Er möchte verpflichtend gemeinnützige Arbeit für Hartz IV-Empfänger einführen. „Es darf nicht einen einzigen Euro als Alimentation geben



**Bis vor wenigen Jahren bewarben sich jedes Jahr mehrere Jugendliche um einen Ausbildungsplatz bei ihm. Heute sucht er vergeblich nach Bewerbern**

Die Auftragsbücher von Elektriker Ingo Melzer sind bis Ende des Jahres voll. Er bräuchte dringend mehr Mitarbeiter



Die Mitarbeiter des Jobcenters versuchen mit Yuccapalmen die Flure des Jobcenters zu verschönern



**MAKING-OF:** Während der Recherche verbrachten Cristina Helberg und die Fotografin Viola Maiwald viele Stunden in Jobcentern im Erzgebirge. Lange Warteschlangen gab es nirgendwo. Ein Klischee aber wurde erfüllt: das Warten auf unbequemen Plastikstühlen

ohne Gegenleistung. Davon bin ich zutiefst beseelt.“ Reinigungsarbeiten im Kindergarten oder anderen städtischen Einrichtungen zum Beispiel. „Nicht entehrend selbstverständlich.“ 2006 hatte Stefan Müller, damals Obmann der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, für einen ähnlichen Vorschlag heftige Kritik quer durch alle Parteien geerntet. Der damalige Grünen-Fraktionschef Fritz Kuhn sprach von einer „diskriminierenden Idee“. „Du musst arbeiten, du musst zu bestimmten Zeiten dein Bett verlassen und kannst nicht vorm Fernsehgerät sitzen und Cola trinken“, sagt Frank Reißmann. Seine Botschaft an Berlin: „Verschläft die Zeit nicht, wir müssen hier vorankommen.“

Im Arbeitslosenseminar im Jobcenter in Aue wickelt Britta Lennert eine Schokopraline von Aldi aus der Folie. Eva Nestler hat jedem Teilnehmer eine in die Hand gedrückt. Aufgabe: Die Schokolade langsam auf der Zunge zergehen lassen. „Genussübung“ nennt sie das: „Man muss sich auch mal etwas gönnen, es muss nicht unbedingt viel kosten.“ Dann schiebt sie hinterher: Was ist für Sie Genuss?“ Eine junge Frau ruft „Sex“. Alle lachen, nur Britta Lennert schaut verlegen zu Boden. Für einen Moment wirkt die Gruppe wie eine pubertierende Schulklasse.

Kursleiterin Nestler spricht über Wochenenden, die sich ohne Arbeit nicht von Werktagen unterscheiden und lässt die Teilnehmer Wochenpläne mit ihren Aktivitäten ausfüllen. Sie sollen einsame und gemeinschaftliche Tagespunkte aufschreiben. Stimmt das Gleichgewicht oder sitzen sie nur alleine zu Hause? Es geht um fehlende Wertschätzung, die Abhängigkeit vom Jobcenter und Methoden mit Stress umzugehen. Aber auch um nervige Nachbarn und den neusten Tratsch. Zwei Frauen sollen sich im örtlichen Supermarkt um einen heruntergesetzten Pyjama für 6,99 Euro geschlagen haben. Manche anfangs stille Teilnehmer geraten in einen Redefluss. Es wird viel gelacht. Nestler will mit den Unterhaltungen das Gruppengefühl stärken. Manchmal entstehen Freundschaften, die stabilisieren können. Viele haben seit Langem mit niemandem außerhalb der Familie über ihre Situation gesprochen.

Auch die Arbeitsvermittlung selbst ist Thema. Nestler sagt: „Es bringt nichts, wenn Sie in Ihrem Job nicht glücklich sind, oder den Chef einfach nicht riechen können. Dann wird es auf lange Sicht auch nicht klappen.“ Später auf dem Nachhauseweg sagt Britta Lennert, dass sie auf solche Gefühle in ihrem Leben keine Rücksicht nehmen konnte. „Du kannst ja nicht immer nur das arbeiten, was Freude macht.“

Der Kurs im Jobcenter ist vorbei. Britta Lennert wartet auf den Bus. Das Arbeitsheft mit dem Bild der Joggerin am Strand hat sie noch im Amt in ihrer Handtasche verschwinden lassen. Sie will nicht damit gesehen werden. Im Seminar haben sie darüber gesprochen, wie wichtig es ist, sich Ziele zu setzen. Wenn man sie fragt, welche Träume sie hat, überlegt sie lange, bis ihr im Wartehäuschen doch noch etwas einfällt. Sie träumt von einem Urlaub an der Ostsee. Und von grenzenloser Freiheit auf dem offenen Meer.

**Im silbernen Dienstwagen fährt Ines Sprung durch das Erzgebirge und versucht Firmenchefs von Arbeitslosen zu überzeugen**

Die Arbeitsvermittlerin ist gelernte Verkäuferin. Nach der Wende war sie selbst ein Vierteljahr arbeitslos



---

Text: Meret Michel  
Foto: Maximilian von Lachner

# Eine ehrenwerte STADT

**Oberwiesenthal war früher der beliebteste Skiort der DDR.  
Heute sind die Menschen im Ort zerstritten.  
Mittendrin: der ehemalige Bürgermeister, der alles verloren  
hat, weil er Opfer einer Intrige wurde. Eine Geschichte  
über Gerüchte und ihre fatalen Folgen**

Mit Plakaten wirbt ein Oberwiesenthaler Unternehmer für Spaß und Party. Dabei gibt es in dem Ort derzeit wenig zu lachen





Ex-Bürgermeister  
Heinz-Michael  
Kirsten zusammen mit seiner  
wichtigsten  
Weggefährtin:  
Hündin Thea





Der Kirchturm ragt über die Dächer von Oberwiesenthal, noch höher ist nur ein massiger Plattenbau aus der DDR

# A

Als der Bürgermeister in den Fischteich fiel, konnte Heinz-Michael Kirsten nicht anders: Er freute sich. Dabei ist er keiner, der sich über Missgeschicke anderer amüsiert. Eigentlich. Doch Mirko Ernst geschah es Recht, findet Kirsten. Immerhin hätte der Schuld daran, dass Kirsten alles verloren hat: sein Amt, seine Frau, sein Haus – und seinen Ruf.

Kirsten zieht eine Tiefkühlpizza aus der Schachtel und schiebt sie in den Ofen. Seine Küche ist eng: Neben der Ablage ist nur Platz für einen kleinen Holztisch, auf dem Boden liegt eine Decke für Hündin Thea. „Im Moment kann ich mir nichts Besseres leisten“, sagt Kirsten und legt den Karton auf den Tisch. Der Juli ist noch nicht rum und die zwanzig Euro, die von seiner Pension übrig sind, müssen bis Monatsende für Sprit und Zigaretten reichen.

Seine Wohnung liegt am Rand von Oberwiesenthal, vom Balkon aus hört er den Verkehr der Hauptstraße dröhnen. Die Möbel stammen aus der früheren Ferienwohnung: das Sofa, der Fernseher gegenüber, das Holzregal mit den paar Krimis, die Biografie des ehemaligen Skispringers Jens Weißflog. Der berühmteste Oberwiesenthaler.

Kirsten ist Mitte fünfzig. Sein Gesicht gebräunt und gefurcht. Das T-Shirt hängt über seinem Bauch, gegen den er jeden Morgen im Fitness-Center antrainiert, bevor er dann „seine Araber“ besucht. Die palästinensische Flüchtlingsfamilie, die er betreut. Über dem T-Shirt

trägt er eine Kapuzenjacke, auf dem Kopf ein Baseballcap, verkehrt herum, an den Füßen Converse-Imitate. „So würdest du dir den ehemaligen Bürgermeister von Oberwiesenthal nicht vorstellen, oder?“, sagt er.

Früher trug Kirsten Hemd und Krawatte. Er lebte mit seiner Frau in einem großen Haus an einem Hang, in das er viel Schweiß und Geld gesteckt hatte. War etwas kaputt, stieg er am Wochenende auf die Leiter und nur wieder runter, wenn ein Oberwiesenthaler dringend eine Unterschrift brauchte. „Ich wollte als Bürgermeister nicht von oben herab regieren“, sagt er. „Ich war einfach der Mike und jeder konnte mich auf der Straße anhauen.“

Es waren die guten Zeiten. Bevor „die ganze Scheiße passierte“, bevor ihn Mirko Ernst und seine Leute aus dem Amt gedrängt hätten. Bis heute kämpft Kirsten darum, dass diese Geschichte nicht mehr sein Leben bestimmt.

Kirsten geht auf den Balkon und zündet sich eine Zigarette an. Auf die Holzplanken hat er eine grüne Matte gelegt, damit die Nachbarn unten bei Regen trocken bleiben. „Eigentlich habe ich mit der Sache abgeschlossen“, sagt er. Ein paar Tage später wird er sagen, dass er wieder schlecht geträumt hat, nachdem er den Karton mit den Dokumenten von damals durchwühlt hat. „Meine Frau hatte mich davor gewarnt, hier Bürgermeister zu werden. Sie meinte: ‚Du ahnst nicht, wie die Oberwiesenthaler ticken. Die Leute vom Leistungssport, vom Tourismus, die alten Einwohner, alle zerren an dir und alle wollen was anderes.‘“

Kirsten muss manchmal an das Lied „Ein ehrenwertes Haus“ von Udo Jürgens denken. Es geht so:

*In diesem Mietshaus wohnen wir seit einem Jahr und sind hier wohlbekannt. Doch stell dir vor, was ich soeben unter unsrer Haustür fand. Es ist ein Brief von unsern Nachbarn, darin steht, wir müssen raus! Sie meinen, du und ich, wir passen nicht in dieses ehrenwerte Haus.*



Die Fichtelberg-Schwebebahn ist die älteste Luftseilbahn Deutschlands, rechts davon die Schanze: Hier sprang Skisprunglegende Jens Weißflog 1996 zum letzten Mal

---

## Ostdeutschland hat eine eigene Zeitrechnung: vor der Wende und nach der Wende. Oberwiesenthal, einst beliebter Skiort, bangt heute um seinen Ruf



Der Luftkurort Oberwiesenthal liegt am Ende eines abschüssigen Tals an der Grenze zu Tschechien, 914 Meter über dem Meeresspiegel, am Fuß des Fichtelbergs; höchstgelegene Stadt Deutschlands, und mit rund 2000 Einwohnern auch eine der kleinsten. Früher war der Ort das beliebteste Winterurlaubsziel der DDR. Weil die SED, die Stasi, die Armee und die Wismut hier Ferienheime für ihre Leute betrieben, hieß er auch: das Sankt Moritz des Ostens.

Kirsten ist ein Dahergelaufener. So nennen die Oberwiesenthaler Leute, die nicht aus ihrem Ort stammen. Er ist an der Nordsee groß geworden, im Hafenviertel der Stadt Emden. Mit sechzehn war er Punk, mit siebzehn arbeitete er in der Disko von Otto Waalkes, mit achtzehn fing er auf der Polizeischule an und ging danach zum Bundesgrenzschutz. „Ich war der erste Beamte mit Ohrring“, sagt er.

„Der Friese“, wie ihn die Hiesigen nennen, ist zwar lauter und direkter als die Erzgebirger. Aber nicht weniger stur. Er erinnert sich noch an den Tag im Herbst 1990, als er zum ersten Mal nach Oberwiesenthal kam. Er stand bei der alten Post und schaute die Straße zum Bahnhof hinunter. Aus den Schornsteinen waberte Rauch in den Nebel, „und es sah aus, wie die Modelisenbahn, die ich als Kind hatte. Mir war sofort klar: Hier will ich für immer bleiben.“

Er ließ sich an die Tschechische Grenze versetzen, Posten Oberwiesenthal/Boží Dar. Seine Frau lernte er kennen, als er ihr einen Tagespass für Tschechien ausstellte. Sie zogen wenig später zusammen, nach der Hochzeit

kauften sie sich ein Grundstück und bauten ein Haus. Er begann, sich in der Kommunalpolitik zu engagieren, 1995 kandidierte er als Bürgermeister. „Ich sah so viel Potenzial in diesem Ort“, sagt er. „Aber es lag brach.“

Ostdeutschland hat eine eigene Zeitrechnung: vor der Wende und nach der Wende. Vor der Wende war Oberwiesenthal Zentrum des Leistungssports. Der SC Traktor Oberwiesenthal förderte den Nachwuchs im Skisprung, Langlauf und Rodeln. In den siebziger Jahren baute der Gewerkschaftsbund FDGB hier sein erstes Ferienhaus, ein kolossaler Holzbau mit achthundert Betten. Rund eine Million Urlauber füllten jedes Jahr die Häuser und Hotels, bei Überbelegung wurden sogar Badewannen zu Betten umfunktioniert.

Nach der Wende kamen kaum noch Besucher. Sie durften nun auch ins richtige Sankt Moritz reisen. Die Ferienheime wurden an private Investoren verkauft, der SC Traktor aufgelöst, bis sich der ehemalige Zuhälter Jochen Nöske den Namen schützen ließ und wieder zum Leben erweckte. Nöske war in den frühen Neunzigern als „Pate von Leipzig“ berüchtigt – bevor er wegen gefährlicher Körperverletzung und illegalem Glücksspiel ins Gefängnis musste. In Oberwiesenthal machte er vor ein paar Jahren mit Nacktrodeln auf sich aufmerksam. In diesem Sommer ärgerte er die Gemeinde, indem er während des Ramadans den Ruf des Muezzins aus Lautsprechern über den Marktplatz erschallen ließ. Nun bangt

ten die Oberwiesenthaler sogar um ihren seriösen Ruf.

„Viele dachten nach der Wende, sie müssten sich nicht um Besucher bemühen“, sagt Kirsten. „Sie glaubten, der Name allein reiche, um die Leute herzulocken.“ Als er Bürgermeister wurde, wollte er deshalb den Tourismus neu aufstellen. „Mein Vater hat immer gesagt, wenn die Wirtschaft läuft, geht es einem Ort gut. In Oberwiesenthal ist Wirtschaft gleich Tourismus.“

Vor seiner Amtszeit war das Sache der Stadt. „Aber sie tat nichts“, sagt Kirsten, „sie verwaltete ihn nur.“ Er gründete einen Verein und ließ ihm freie Hand bei der Verwendung der Kurtaxe. Eine GmbH sollte sich zusätzlich um das Marketing kümmern. Über den Tourismus sollten Leute entscheiden, die etwas davon verstehen: Hoteliers, Liftbesitzer, Marketing-Spezialisten. Aushängeschild der neuen Gesellschaft wurde der ehemalige Skispringer Jens Weißflog, der mittlerweile selbst ein Hotel betrieb.

Mit Schwung fingen sie an, ihre Ideen umzusetzen: Eine moderne Beschneeanlage wurde installiert, ein Vierer-Sessellift neben der alten Schwebebahn zum Fichtelberg hochgezogen. Sie holten die Snowboard-Weltmeisterschaft der Junioren nach Oberwiesenthal und warben an der Ostsee mit echtem Schnee für ihren Ort. Ihre Strategie schien aufzugehen: Die Übernachtungszahlen verdoppelten sich während Kirstens Amtszeit, die Einnahmen aus der Kurtaxe stiegen um das Dreifache.

Kirsten springt auf und läuft in die Küche. Er hat die Pizza vergessen. Gerade noch rechtzeitig landet sie auf dem Tisch, neben dem Teller Servietten: blauer Grund, golden aufgemalt eine Champagnerflasche und die Zahl 2000. „Das war das beste Jahr meines Lebens“, sagt er. In den Tagen vor Silvester übernachteten er und seine Frau zum ersten Mal mit Schlafsäcken auf dem Boden in ihrem noch leeren Haus. „Wir dachten, wir würden dabei unser erstes Kind zeugen.“

## Nach zwanzig Jahren im Osten passiert es manchmal, dass Kirsten sächzelt. Vor allem wenn er sich aufregt. „An einem kleinen Fehler haben sie mich aufgehängt“

*Und die Gemeinschaft aller Mieter schreibt uns nun „Zieh'n Sie hier aus!“ Denn eine wilde Ehe, das passt nicht in dieses ehrenwerte Haus.*

Doch der Aufschwung rief offenbar Neider auf den Plan. Vor allem Alleingesessene schauten misstrauisch zu, wie der Friese ihren Ort umkrempeelte. Zum ersten Mal spürte Kirsten das, als er in die CDU eintrat. Mit einer großen Partei im Rücken würden sie noch mehr erreichen, dachte er. Aus Protest gegen die neuen traten jedoch einige Mitglieder aus der CDU aus und gründeten eine eigene Partei. Und dann kam auch noch Mirko Ernst. Er hatte ein klares Ziel: Er wollte Bürgermeister werden.

Nach zwanzig Jahren im Osten passiert es manchmal, dass Kirsten sächzelt. Vor allem wenn er sich aufregt. „An einem kleinen Fehler haben sie mich aufgehängt“, sagt er. Er habe im Amtsblatt eine Bilanz seiner ersten Amtszeit veröffentlicht, 2002 war das, zwei Monate vor den Neuwahlen. Das sei unerlaubte Wahlbeeinflussung, warfen ihm seine Gegner vor. Kirsten gewann an der Urne trotzdem. Ernst und seine Unterstützer fochten die Wahl an, der Rechtsausschuss annullierte sie. Dagegen wiederum klagte Kirsten. Und blieb vorläufig im Amt.

Es folgte eine Schlammschlacht. Auf der einen Seite Kirsten und seine Leute. Auf der anderen: Ernst und sein Anhang. Kirsten sagt: „Sie führten einen Krieg gegen uns.“ An die Zahl der Dienstaufsichtsbeschwerden, die in den folgenden fünf Jahren auf ihn einprasselten, kann er sich nicht mehr erinnern. Vorwürfe wie: Er und der Geschäftsführer des Tourismusvereins hätten Geld in eine Segelschule an der Ostsee verschoben. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen ihn wegen Verdacht auf Untreue. Zwei Hausdurchsuchungen, zahlreiche Aktenordner und sieben Jahre später stellte die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen mangels Beweisen ein. Doch der Schaden war angerichtet. Einige Leute im Ort wechselten die Straßenseite, wenn sie Kirsten begegneten. Anonyme Flugblätter warnten: „Oberwiesenthaler, wacht endlich auf, ihr werdet von skrupellosen, macht- und geldgierigen Abenteurern regiert.“

Es ist kurz vor Mitternacht, Kirsten braucht Zigaretten. Er fährt den Berg hinauf, biegt links ab Richtung Tschechien, den Berg hinunter, durch den Wald, durch die Dörfer. „Hier war mal ein Bordell“, sagt er und deutet auf ein Haus, „die hatten zwei Tiger. Bis sie wegen illegaler Tierhaltung schließen mussten.“ Die nächste noch offene Tankstelle liegt zwanzig Kilometer hinter der Grenze. Kirsten holt zwei Schachteln „Victory“, und setzt sich wieder ins Auto. Plötzlich sagt er: „Vielleicht ist es nicht gut, dass ich das alles erzähle. Sonst heißt es am Ende, Kirsten gehe gerne ins Bordell.“ Journalisten traut er nicht mehr, die hätten bei der Schlammschlacht mitgemacht. Einmal hätte ihn ein Lokalreporter im Fasching fotografiert, von



Bürgermeister  
Mirko Ernst findet  
nicht, dass er für  
Kirstens Misere  
verantwortlich ist



Großer Bergmannszug beim  
Marktplatzfest: Bei der Erzgebirgs-  
hymne „Glück auf“ salutieren  
die Zuschauer



unten. „Ich sah so lächerlich aus, so als wollten sie zeigen: Schaut mal, was für eine Witzfigur der Bürgermeister von Oberwiesenthal ist.“

Dienstaufsichtsbeschwerden, Ermittlungen wegen Untreue und das gegen einen Bürgermeister, dessen Wahl annulliert wurde: 2007 zog die Präsidentschaftsdirektion Chemnitz die Notbremse. Sie beurlaubte Kirsten und setzte Neuwahlen an. Der Sieger: Mirko Ernst.

Zu der Zeit litt Kirsten schon unter Depressionen. Er schottete sich ab, gegen Parteikollegen, Freunde, seine Frau. Es folgte die Trennung, 2011 wurde sein Haus zwangsversteigert, weil er die Raten nicht mehr bezahlen konnte. Er zog in eine kleine Wohnung, kaufte seine Hündin Thea und dachte daran, sich umzubringen. Schließlich machte er eine Therapie.

Die Geschichte verfolgt ihn bis heute: „Ich werde wahrscheinlich nie mehr eine Stelle finden.“ Immer wieder habe er sich beworben. „Aber wer will schon jemanden einstellen, von dem es hieß, er habe Geld unterschlagen?“ Zurück nach Ostfriesland will er nicht. Nicht wie ein geprügelter Hund. Stattdessen sitzt er bis heute im Stadtrat, „dem Mann gegenüber, der mein Leben zerstört hat“. Er ruft dazwischen, wenn Ernst wieder vergisst, Ehrenbürger Weißflog separat zu begrüßen. Und hofft insgeheim, irgendwann nochmal gewählt zu werden.

Das Rathaus liegt direkt am Markt, helle Fassade, schwere Holztür und Geranien vor den Fenstern. Drinnen sitzt Bürgermeister Mirko Ernst und hat die Hände auf dem Tisch gefaltet. Sein Gesicht ist rund und freundlich, er spricht schnell und mit leiser Stimme. Wie einer, der anderer Leute Leben zerstört, sieht er nicht aus.

Ernst hat in Mittweida studiert und in Dresden gearbeitet, bevor er in seine Heimat Oberwiesenthal zurückgekehrt ist. Was er vorfand, sagt er, war ein Ort, in dem „gelinde gesagt einiges schief lief“. Vernachlässigte Wanderwege, Straßen, die saniert werden mussten, Schulden, die sich türmten und ein Tourismusverein, der die gesamte Kur-



**Bauer Fritz-Jürgen Hieke fühlte sich schuldig. Er fiel vor dem früheren Bürgermeister auf die Knie**



# Was für Fake News im Internet gilt, war bei Gerüchten in kleinen Orten schon immer so: Sie verbreiten sich rasend schnell und halten sich hartnäckig

Nadja Rauscher ist Geschäftsführerin der Liftgesellschaft. Sie wünscht sich wieder mehr Auftrieb für den Tourismus



taxe verwaltete und der Stadt die Kosten aufbürdete. „Also beschloss ich, in die Politik zu gehen.“

Dass er Kirsten habe schaden wollen, dass er einen Rufmord gegen ihn gestartet und dessen Leben zerstört hätte, weist Ernst von sich. Er habe keine Unterschriften gegen Kirsten gesammelt – das hätte ein gewisser Fritz-Jürgen Hieke getan. Er, Ernst, habe nur unterschrieben. Dass Geld in eine Segelschule verschoben worden sei, hätten er und seine Fraktion nie behauptet.

„Wir haben lediglich Fragen gestellt“, sagt er. „Es gab eine große Diskrepanz zwischen den hohen Einnahmen und dem Haushalt.“ Seine Fraktion hätte recherchiert und die Hinweise mit dem Landratsamt besprochen. „Was die Staatsanwaltschaft und die Präsidialdirektion damit machen, liegt nicht in unserem Ermessen. Ich habe niemandem geschadet, sondern immer alles für das Wohl des Ortes getan. Ich kann mich jeden Morgen ehrlichen Herzens im Spiegel anschauen.“

*Es haben alle unterschrieben;  
schau dir mal die lange Liste an:  
Die Frau von nebenan, die ihre  
Lügen nie für sich behalten kann.  
Und der vom ersten Stock,  
er schaut die ganze Zeit zum Fenster  
raus und er zeigt jeden an,  
der mal falsch parkt,  
vor diesem ehrenwerten Haus.*

Der Hof von Fritz-Jürgen Hieke liegt am Ortsausgang von Oberwiesenthal. Wenn Kirsten vorbeikommt, und er kommt oft vorbei, setzt er sich an den Tisch vor dem Haus, zündet sich eine Zigarette an und trinkt mit Hieke ein Bier.

Manchmal schauen sie auch zusammen Fußball. Denn Hieke hat Sky TV, das Kirsten sich nicht leisten kann.

Hieke, verschwitzte Haare, rote Latzhose, rotes T-Shirt, arbeitete vor der Wende bei der Kriminalpolizei, heute züchtet er Alpakas. Ihm gehört auch das Fischbecken, in das Bürgermeister Ernst vor vier Jahren gefallen war. Damals war der Hüttenbach neben Hiekes Hof nach heftigem Regen übergelaufen. Der Bürgermeister wollte sich das Ausmaß der Zerstörung anschauen, als er ausrutschte und in das Becken fiel. Später behauptete Ernst im Amtsblatt, Hieke habe ihn „tätlich angegriffen“. Woraufhin dieser den Bürgermeister wegen Verleumdung verklagte, in zweiter Instanz Recht erhielt und Ernst damit beinahe sein Amt verlor, hätte er das Urteil nicht weitergezogen.

Wenn Hieke könnte, würde er das Rad zurückdrehen bis zu dem Tag, an dem Mirko Ernst zum ersten Mal bei ihm auf dem Hof auftauchte. Von da an war Ernst fast jeden Tag bei ihm, sie hätten zusammen am Feuer gesessen, Bier getrunken, Ernst habe davon gesprochen, dass sich Kirsten und Ellinger bereichern und dass er, einmal im Amt, alles anders machen würde.

Hieke glaubte Ernst. Vielleicht, weil er gerade Streit mit Kirsten hatte. Jedenfalls habe er unterschrieben, als Ernst anfang, Unterschriften zu sammeln. Er ließ sich sogar dafür einspannen, die Klage gegen Kirstens Wahl einzureichen. „Ich dachte, ich tue etwas Gutes.“

Wo Rauch ist, da muss Feuer sein. Irgendwann haben vermutlich viele Oberwiesenthaler geglaubt, dass ihr Bürgermeister krumme Dinger dreht. Dieser Logik folgen auch Fake News im Internet, doch bei Gerüchten in kleinen Orten war es schon immer so: Sie verbreiten sich rasend schnell und halten sich hartnäckig.

„Später musste ich feststellen, dass das alles nicht stimmte“, sagt Hieke. Als er merkte, dass er benutzt worden war, erschien er mit einem Geschenkkorb bei Kirsten, fiel auf die Knie und sagte: „Bitte verzeih mir.“

Links: die Ostsee, rechts: der Schnee.  
Mit einer Langlaufloipe im Hochsommer werben die Oberwiesenthaler auf Usedom für ihren Luftkurort



**Kirsten sitzt bis heute im Stadtrat, dem Mann gegenüber, der sein Leben zerstört habe. Und ruft dazwischen, wenn Ernst vergisst, Ehrenbürger Jens Weißflog zu begrüßen**



Heinz-Michael Kirsten will nicht gehen. Nicht nach Hause vom Marktplatzfest und auch nicht weg aus Oberwiesenthal

**Berühmter Skispringer: Jens Weißflog betreibt heute ein Hotel in Oberwiesenthal. Manche Leute nennen es noch immer das „Mielke-Haus“, nach seinem früheren Besitzer: Stasi-Chef Erich Mielke**

„Ach komm“, antwortete Kirsten verblüfft, „ist doch schon alles vergessen.“ Hieke zog seinen Antrag auf Wahlannullierung zurück. Doch für Kirsten war es schon zu spät.

In Zinnowitz auf der Ostseeinsel Usedom ist es kühl, Nieselregen fällt. Auf einem Platz gleich hinter dem Strand liegt ein halber Meter Schnee. Der entstand heute morgen, mit Hilfe einer Tankladung Stickstoff, zwei Generatoren und zwei großen Zelten.

Zinnowitz war in der DDR wie Oberwiesenthals zweite Hälfte. Im Sommer wurden die Urlauber an die Ostsee geschickt, im Winter ins Gebirge im Süden der Republik. Dieses Wochenende sind einige Hotelbesitzer aus Oberwiesenthal an die Ostsee gereist, um bei den Badetouristen für ihren Ort zu werben – mit einer Langlaufloipe aus echtem Schnee und einem Biathlon im Hochsommer. Wie zu Kirstens Zeiten.

Jens Weißflog, in weißem Hemd und Jeans, steht neben dem Bierwagen. Es dauert keine zwei Minuten, bis ihm eine ältere Frau die Hand schüttelt, ihren Sohn neben den ehemaligen Helden der DDR schiebt und die beiden mit ihrem Handy fotografiert. Auch Jens Ellinger ist mitgefahren, der ehemalige Geschäftsführer des Tourismusvereins. Seit Kirsten nicht mehr Bürgermeister ist, sei kaum noch etwas los in Oberwiesenthal, sagt Ellinger, während er hinter dem Tresen Kartoffelpuffer brät. Doch das soll anders werden. „Wenn die Zentrale nichts macht, müssen wir es eben selber in die Hand nehmen.“

Kirsten ist nicht mit dabei, er fand niemanden, der nach seinem Hund geschaut hätte. Es scheint bezeichnend: Seine damaligen Mitstreiter betreiben heute erfolgreich Hotels, sie haben die Geschichte ohne bleibenden Schaden überstanden. Kirsten dagegen zahlt noch heute seine Schulden ab. Seine Funktion im Ort hat er verloren.

*Wenn du mich fragst,  
diese Heuchelei halt' ich nicht  
länger aus.*

*Wir packen uns're sieben Sachen  
und zieh'n fort aus diesem  
ehrenwerten Haus.*

Ein Abend Anfang August. Auf dem Marktplatz in Oberwiesenthal reihen sich Festbänke und Tische aneinander, rundherum Buden, die Pizza und Bier anbieten. Ein Karussell dreht sich in der Mitte des Platzes.

Mirko Ernst eilt nach vorne und ergreift das Mikrofön. „Ich nutze jetzt mal die Gelegenheit, Sie hier am Marktplatzfest zu begrüßen“, sagt er. Etwas abseits am Tresen der Bar steht Jens Weißflog, vor ihm ein dunkles Bier. Sich am Marktplatzfest zu zeigen ist für den Ehrenbürger Pflicht – sich ins Rampenlicht drängen aber nicht seine Art. Überhaupt ist er mit dem Konzept nicht einverstanden: „Für dieses Fest geben wir im Moment die meiste Kurtaxe aus, obwohl das doch ein Fest für Einheimische ist.“ Später stößt Ellinger dazu, sie stoßen an.

Kirsten kommt etwas später auf den Platz, die Rede von Ernst spart er sich. Nun steht er am hinteren Ende des Platzes mit seinen Fußballkumpeln und trinkt Bier.

Der Abend wird zur Nacht. Bankreihen leeren sich, die letzten Gäste werden lauter. Kirsten hat den Überblick verloren, wie viel er getrunken hat. Zumindest redet er lauter als sonst, als er sich mit Frank Weber unterhält. Beide sind gläubige Christen und CDU-Mitglieder, mehr verbindet sie nicht. Die beiden verabscheuen sich. Weber ist der

Besitzer des Café Königs, wo sich früher die alte Garde der CDU getroffen hat. Weber findet, Kirsten habe sich nicht genug angepasst. „Ein Fremder kann als Bürgermeister keinen Erfolg haben“, sagt er. „Das würde man doch nirgendwo akzeptieren.“ Mit seiner Absetzung habe Kirsten seine gerechte Strafe erhalten. Jetzt wendet er sich an Kirsten: „Hast du's nach all den Jahren langsam begriffen, dass du hier falsch bist?“

„Mach dir keine Sorgen, Frank“, sagt Kirsten, „bald bin ich eh weg.“ Jetzt ist es raus. Eigentlich wollte er es erst den Kollegen in der Fraktion sagen, dass er nach Annaberg zieht. Den ersten Wohnsitz will er vorerst noch hier behalten, schließlich haben ihn die Oberwiesenthaler bis 2019 gewählt. Aber dann ist Zeit abzuschließen. Endlich. Kirsten prostet Weber zu, schüttelt ihm die Hand.

„Wenn man das so sieht, könnte man sogar meinen, es ist was los in Oberwiesenthal“, sagt Kirsten. Er steht etwas abseits seiner Gruppe und schaut über den Platz: „Aber komm mal am Montag vorbei! Da siehst du wieder wie im Westen die Heckenballen vorbeirollen!“ Mittlerweile lallt er leicht. „Ich hab die Schnauze voll.“ Kirsten blickt über die Köpfe der Besoffenen hinweg, vor ihm stürzt ein Mädchen in ihren Freund. „Weißt du, das tut mir schon weh, alles zurückzulassen. Ich liebe diesen Ort einfach“, sagt er und geht zurück zur Bar.



**MAKING-OF: Fotograf Maximilian von Lachner und Meret Michel nutzten ihren Trip an die Ostsee, um ins Meer zu springen. Max, Berliner, war froh, wieder geradeaus fahren zu können. Meret, Schweizerin, fand das Erzgebirge putzig**



---

Text: Sophie Herwig  
Foto: Anna Fritsche

Wenn bei  
Geithain  
die rote Sonne  
im Raps  
versinkt

Seit die Mauer gefallen ist, haben sich  
Hubertus und Christel Mau eingeeigelt.  
Ihre Welt sind ihr bunter Garten und innige Rituale.  
Eine Familiengeschichte

Zwischen Haus und Rapsfeld liegt die Arche Noah von Geithain: Hubertus und Christels Garten. Da wohnen wilde Tiere wie Elefanten und Zebras, die Opa aus Holz bastelt



# M

Mein Opa war einmal in Namibia. Das war vor sechzehn Jahren. Seitdem sitzt er oft im Keller und malt Elefanten. Aber nicht die indischen, die haben keine Ohren, sagt er. Opa mag die freiheitsliebenden afrikanischen Elefanten mit den großen Ohren, die, die dir so eine Angst einjagen, wenn sie vor dir stehen, mit ihren siebzig Zentnern.

Das war das letzte Mal, dass mein Opa Hubertus Mau, Sohn einer Hausfrau und eines Elektrikers, geboren am 22. Januar 1936 in Spremberg in der Niederlausitz, im Sternbild Wassermann und seit 1975 wohnhaft in der sächsischen Kleinstadt Geithain im Blumenweg, so weit auf Reisen war. Natürlich zusammen mit seiner Frau Christel Mau, geborene Kohlmann. Das Leben der beiden war schön – viele Jahrzehnte lang. In den zahlreichen Fotoalben kann das jeder nachsehen.

Es ist ein Spätnachmittag an einem Samstag Ende Juli.

Ich bin gerade mit dem Zug am Geithainer Bahnhof angekommen. Durch die Straßen laufe ich vorbei am Tierpark, wo wir früher die Rehe gefüttert haben, vorbei am Lottoladen, in

dem Opa immer eine Zeitung kaufte und ein paar Lose für sich und seine drei Enkelinnen, vorbei an der Sparkasse mit dem Holzschaukelpferd in der Lobby, durch die dunkle Schluppe, über den kleinen Fluss Eula, in den wir Kinder damals gespuckt haben, der heute nur noch ein Rinnsal zwischen sehr vielen Grasbüscheln ist, durch die Gartenstraße bis zum Blumenweg. Die Häuser im Blumenweg gucken mit ihrer Rückseite aufs große Rapsfeld, Mähdrescher blasen gelben Schnee in den wilden Garten von Oma und Opa. Ich gehe hinten rein, so wie immer. Weil ich zur Familie gehöre, und die Familie muss nicht klingeln.

„Sitzen Sie gerade vor Ihrem Kaffeevollautomaten?“, fragt eine Frauenstimme durch den Lautsprecher des Telefons.

„Im Moment nicht.“, antwortet Opa.

„Wo sind Sie denn?“

„Gerade bin ich am Telefon!“

„Nehmen Sie doch bitte Ihr Telefon und setzen Sie sich mit



Zum Sonntagsritual gehört das Frühstück im Bett. Für Christel bringt Hubertus ein Blümchen aus dem Garten, für beide gibt es zwei weiche Eier

einem Stuhl vor Ihren Kaffeevollautomaten und dann lösen wir gemeinsam das Problem. Das rote Lämpchen leuchtet bald wieder grün für Sie, Herr Mau, versprochen!“

Alle Menschen sind Menschen, die demnächst losmüssen. Nur Oma und Opa müssen nicht los. Oma begrüßt mich, wie sie mich immer begrüßt: dicke Umarmung, die aufzuholen versucht, was wir an gemeinsamer Zeit versäumt haben. Opa tätschelt die Kaffeemaschine. Der Abreißkalender hängt in der Küche neben dem Puddingfisch und zeigt den aktuellen Tag an. Denn wenn man Rentner ist, vergisst man oft, welcher Tag gerade ist. Und die Tage in Geithain ähneln sich.

Um sechs gibt es Abendbrot, weil es um sechs schon immer Abendbrot gab und weil Opa um halb sieben aufbricht von der Küche ins Wohnzimmer, vor den Fernseher. Dann beginnt sein Fernsehabend, mit einem oder zwei Feldschlösschen Pilsener, griffbereit links neben dem Sofa. Und damit sein Kopf nicht so hart an der Wand lehnt, sondern es schön

gemütlich hat, legt sich Opa ein Kissen in den Nacken, das mit einem Handtuch umwickelt ist, weil Opa oft schwitzt. Vor allem im Sommer, und gerade ist ja Sommer. Auf RTL läuft Exclusiv – Das Starmagazin, 18:45 Uhr folgt RTL Aktuell, um 19 Uhr schaltet er um auf die Zwei. Danach schaut er, bis der Zwanziguhrfünfzehnstundenfilm anfängt, abwechselnd Galileo auf Pro7 und wenn da Werbung kommt, ARD. Seine Lieblingsmoderatoren sind Ingo Zamperoni und Marietta Slomka, aber am allerliebsten hat er Caren Miosga.

Oma Christel räumt derweil noch ein bisschen 'zsamm, die Teller in die Spülmaschine. Manchmal hat sie schon einen fallen lassen, weil ihre Hände zittern und sie oft im ganzen Körper Schmerzen hat. Dann läuft Hubertus vom Wohnzimmer in die Küche und schimpft: Mensch, Mammi! Weil sie sich so nennen, wie ihre zwei Töchter ihre Eltern genannt haben, bis sie von Zuhause ausgezogen sind. Und irgendwie ist das so geblieben. Als ich ein Teenager war, hat Oma gesagt, ach Sophie, guck mal, wie meine Hand schon wieder zittert.

---

**Nach Afrika fahren  
sie nicht mehr.  
Oma kann nicht,  
Opa schon.  
Aber alleine will  
er nicht**



Wenn's mal kracht, spielt Opa Gitarre oder geht in den Garten. Er hat ein Buch geschrieben, das heißt „Ein Wassermann lernt schwimmen“



Oma kann oft nicht mehr so wie sie will. Das ärgert sie. Sie malt dann oft auf ihrem iPad Unterwasserwelten in erdigen Farben



Entspannung im wilden Versteck:  
zwischen Goldruten, Perückensträu-  
chern und einem Apfelbaum,  
dem Opa einen eigenwillig runden  
Schnitt verpasst hat



Und ich habe gesagt, dann hör doch einfach auf damit. Aber Oma kann nicht aufhören. Ihre linke Hand wackelt wie der Kopf von einem Wackeldackel auf dem Armaturenbrett bei holpriger Strecke.

Wenn Oma in ihren Posteingang auf web.de überprüft und geguckt hat, ob ihre Enkelinnen ein neues Foto bei Facebook reingestellt haben, kommt auch sie rüber in die gute Stube und Opa hilft ihr mit der Rechten ihre Beine hochzulegen und wickelt mit der Linken eine Decke drum. Christel friert oft, auch im Sommer. Dann sitzen beide auf dem Sofa, und wenn Samstag ist, schenkt Opa Sekt aus, denn bei Mau's gibt's jeden Samstag Sekt. Und zum Mittagessen Nudeln. Das war schon so, als ihre Tochter Kristina noch zur Schule ging. Und das bleibt auch so, obwohl sie jetzt 200 Kilometer weit weg wohnt, in Zittau, im damaligen Tal der Ahnungslosen.

Die Elefanten, die Opa in seinem Keller malt, sehen ihm verblüffend ähnlich. Dicke Haut und große Ohren. Und er erinnert sich auch, wie ein Elefant, an alles.

\*\*\*\*

Als sie sich wiedersehen, trägt Christel einen engen, braunen Pullover. An diesen Moment erinnert sich Opa noch genau. Denn der Pulli, sagt er, war super scharf.

Christel war eines der Mädchen in der Landwirtschaftslehre, die den Hopfen ernteten auf dem Volkseigenen Gut im sächsischen Apolda, und Hubertus war einer der Studenten, die erstmal im Schweinestall arbeiten sollten, bevor sie in Jena weiter Landwirtschaft studierten. In Apolda hatten sie sich damals schon geneckt, auf dem Kartoffelfeld und beim Tränken der Kälbchen. Sie besprachen den Sternenhimmel unterm Zwillingssahornbaum am Schötener Grund und tanzten von der Geisternacht im Lehrlingswohnheim bis nach Utenbach in Christels Bett, wo Hubertus ihr die Füße wärmte. Aber dann verloren sie sich aus den Augen. Wahrscheinlich hat der wohlgeformte braune Pullover ein paar Jahre später große Schuld daran, dass Christel und Hubertus Mau im Oktober 1966 heiraten.

Das Ehepaar Mau zieht nach Geithain, südlich von Leipzig, in den kleinsten Kreis der DDR. Geithain hat eine vielfältige Einkaufsmeile mit Fleischern und Bäckern und einem Möbelsladen. Alles in kürzester Distanz. Außerdem gibt es das große Emaillierwerk, in dem die Geithainer Töpfe hergestellt werden, mit denen man in ganz Europa kocht. Nur der Wohnraum ist knapp, wie überall, doch das junge Paar hat Glück und findet eine kleine Wohnung. Das Plumpsklo liegt zwar über den Hof, die Dielen sind morsch, der Anstrich verschlissenes, aber sie haben ja sich und können sich keine schönere Wohnung vorstellen.

Christel findet eine Stelle als Ausbilderin in der Landwirtschaftsschule, Hubertus ist da schon Betriebsleiter der Meliorationsgenossenschaft Whyra-Eula in Tautenhain. Meliora kommt aus dem lateinischen und bedeutet „verbessern“.



Einmal im Monat hat Hubertus Mau Chorprobe. Früher war Christel auch mit dabei, aber das ist schon lange her

Seine Aufgabe: die Äcker der Gegend fruchtbarer machen. Ist der Boden zu feucht, bauen seine Arbeiter Drainagen ein, ist er zu trocken, bewässerten sie ihn. Hubertus ist mächtig stolz auf seinen Posten: Er ist verantwortlich für das gesamte Ackerland in Borna und Geithain, im Süden der Leipziger Tieflandsbucht, mit seinen leicht gewellten Hochflächen, wo Weiße Elster, Pleiße und Wyhra, die sandigen Kiefernwälder im Osten durchfließen.

Es ist nicht sein Betrieb, natürlich nicht. Aber es fühlt sich so an. Weil es seine Ideen sind. Weil sie erfinderisch sein müssen. Einmal kauft Hubertus eine russische Planierraupe vom Typ T100 und einen gebrauchten Traktorenanhänger, dann lässt er beide mit Ersatzteilen zusammenflicken, fertig ist der Lastwagen Marke Eigenbau. Einmal geschieht ein kleines Wunder, und es gibt plötzlich die neue Zugmaschine MTS50 zu kaufen und gleich darauf den Traktorenbagger E153. Doch das ist die Ausnahme. Hubertus steigert den Umsatz des Meliorationsbetriebs von einem Jahr zum anderen. Er lässt eine

Werkstatt bauen, Garagen, Lagerräume und schöne Büroräume, mit dem ersten Drehstuhl, auf dem er je saß.

In der DDR gibt es keine Arbeitslosen, jeder, der arbeiten kann, wird einem Betrieb zugeteilt. Er beschäftigt Maurer, Zimmerleute, einen Bäcker und zwei Köche, einen Kraftfahrer, einen Industriearbeiter. Die haben alle keinen blässen Schimmer von Melioration und besseren Böden. Aber Hubertus schickt sie zu Schulungen, und bald schon sind sie Facharbeiter und der Konditor wird der beste Kranfahrer des Betriebs. Anderthalb Jahre nach der Hochzeit, am 30. Dezember 1967, einem Samstag, setzen bei Christel die Wehen ein. Hubertus läuft zum nächsten Nachbarn mit Telefonsanschluss und ruft den Krankenwagen. Das Baby ist 2900 Gramm schwer und hat blaue, auffallend große Augen. Zur Begrüßung der kleinen Kristina, meiner Mama, backt Hubertus die Lieblingstorte der Familie Mau: Wiener Boden mit eingeweckten Pfirsichstücken und Buttercreme.

Bald kommt ihre zweite Tochter Karen auf die Welt und es dauert gar nicht lange, da machen sie den ersten Spatenstich für ihr Haus, 23 Pfennig pro Quadratmeter kostete das Grundstück. Nun sind sie eine richtige Familie. Mit den zwei Kindern machen sie im grauen Wartburg viele Ausflüge, nach Wurzen und Utenbach zu den Großeltern, nach Templin und Berlin.

Im Meliorationsbetrieb Whyra-Eula wird viel gefeiert. Der Frauentag, das Betriebsfest am Ende des Jahres, die Betriebsversammlungen. Einmal im Monat treffen sich die Frauen nach Feierabend, Christel ist eine von ihnen, Hubertus hat ihr in der Verwaltung des Betriebs eine Stelle frei gemacht. Die Frauen stopfen Socken und reparieren Kragen, machen dabei ein paar Flaschen Bier und Wein nieder und naschen Schleckereien. Da sind sie nicht so allein bei der Hausarbeit und tratschen über Kollegen und Bekannte.

Zu den Betriebsversammlungen geht die Belegschaft in den Gasthof Lindenvorwerk nach Kohren. Vorher liest Hubertus die aktuelle Ausgabe von Neues Deutschland diagonal, um sich schnell zu informieren, was gesagt werden darf und was nicht. Es wird gegessen und getrunken und sich zugestrotet, anschließend wird die Belegschaft auf die Bühne geholt. Sie dichten Schlagertitel um, tanzen und führen Sketche auf in selbst gebastelten Kostümen, mit Geschichten aus dem Betrieb. Und alle singen: „Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt.“ Sie würden ja gern mehr arbeiten. Wenn sie Maschinen hätten, die anspringen würden.

Manche im Betrieb sagen, Hubertus sei zu weich als Chef. Nach außen muss er die staatlich vorgeschriebenen Planaufgaben so hinbiegen, dass sie erfüllbar sind, auch wenn sie gar nicht der Realität entsprechen. Nach innen muss er versuchen, seine Leute, trotz der Unsinnigkeit mancher Aufgaben zu motivieren. Er hält sie an, „Quellen“ zu erschließen und Kontakte zu pflegen, um unter der Hand Material, Ersatzteile und Technik zu besorgen.

Die achtziger Jahre brechen an, der real existierende Sozialismus gerät in Schwierigkeiten. Tochter Kristina macht ihr Abitur und will eine Fotografenlehre beginnen. Im Aufnahmegespräch wird sie nach Westverwandtschaft gefragt, Onkel Paul aus Stuttgart wird ihr zum Verhängnis. Ein Glück, dass Hubertus noch Vitamin B zur Ausbildungsstätte für Meliorationsingenieure hat. Das nächste Aufnahmegespräch verläuft positiv, Kristina kann für drei Jahre in Fürstenwalde Wasser- und Wegebau studieren. Im Seminarraum sitzt neben ihr ein langer Typ namens Thomas, mein Vater, der ständig Fühse und Schakale zeichnet, verbotene Schallplatten tauscht und im Staatsbürgerkundeunterricht nicht um Ernst Thälmann oder Georg Schwarz trauern will. Er will keinen besseren Sozialismus, er will gar keinen Sozialismus.

\*\*\*\*

Der 6. Oktober 1989. Kristina und Thomas wollen abhauen in den Westen. Noch ist die Grenze nicht offen. Aber über Ungarn fliehen täglich ganze Heerscharen von DDR-Bürgern zu Fuß hinüber nach Österreich. In der Nacht vor ihrer Abreise weinen Kristina und ihre Mutter Christel viel, Hubertus schweigt. Er hat Angst. Um seine Tochter und seinen Posten als Betriebsleiter.

13 Uhr, der Dresdner Hauptbahnhof wimmelt von Stasi. Thomas und Kristina verabschieden sich von ihren Eltern, wie man sich eben verabschiedet, wenn man glaubt, sich 25 Jahre nicht wieder zu sehen. Kristina schluckt eine Beruhigungstabelle, Thomas trinkt ein paar Schnäpse. Zur Tarnung haben sie im Koffer einen Geithainer Emaille-Topf, als Geschenk – weil sie offiziell zur Hochzeit der Brieffreundin nach Bulgarien fahren. Fünfzehn Stunden dauert die Fahrt bis nach Budapest. In den Achterabteilen sitzen sich die Reisenden gegenüber und erzählen von Bulgarien. Thomas und Kristina sagen wenig, nur das Nötigste: Hochzeit, Brieffreundin, Urlaub. Kurz vor Budapest geht im Zug ein Gewimmel los, alle packen ihr Zeug zusammen. Als der Zug hält, steigen auch die aus, die eigentlich in Bulgarien Urlaub machen wollten.

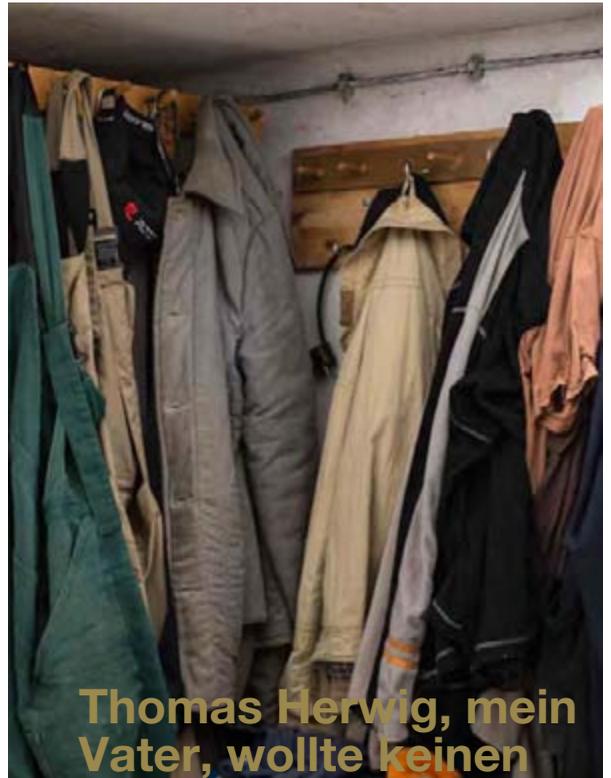
Ein Schwarztaxi bringt Kristina und Thomas bis kurz vor die österreichische Grenze, der Fahrer tauscht ihnen das bulgarische Geld. Sie gehen die letzten 200 Meter zu Fuß bis zum Grenzübergang in Nickelsdorf. Das mulmige Gefühl bleibt, die Angst, erschossen oder festgenommen und zurückgebracht zu werden. So unerreichbar scheint die Freiheit, als sie nur noch wenige Meter zu gehen haben.

Sie geben ihre Pässe beim österreichischen Grenzer ab.

„Seid ihr DDR?“, fragt er. „Na dann kommt mal herein.“

Am nächsten Tag, am 7. Oktober 1989, dem 40. Jahrestag der DDR, machen meine Eltern eine Stadtrundfahrt durch Wien.

Zwei Tage später liegt eine Postkarte im Briefkasten im Blumenweg 19. „Wir sind durch!“ Es folgen Anrufe und Briefe. Hubertus findet, das sind die schönsten Briefe, die er je von



**Thomas Herwig, mein Vater, wollte keinen besseren Sozialismus, er wollte gar keinen. Einen Monat vor der Wende flohen meine Eltern in den Westen**

seiner Tochter bekommen hat. So froh über die gelungene Flucht und die neue Arbeit bei der Baufirma Richard Mayer GmbH in Sindelfingen. Ihre Ingenieurausbildung wird dort zwar belächelt, die Erdarbeiten, denen sie ihr ganzes Studium gewidmet hatten, macht die Richard Mayer GmbH mit ihren Großmaschinen so nebenbei. Dass sie Thomas und Kristina einstellt, passiert mehr aus Neugierde: Das, was in der Zeitung steht, gibt's ja in echt, echte Ossis, die nie zuvor eine Kiwi gegessen, geschweige denn an einem Computer gegessen haben.

Einen Monat später, am 9. November 1989, fällt die Mauer. Hubertus und Christel setzen sich in Geithain in ihren Wartburg und fahren bis an die Grenze, nur um mal zu gucken. Doch dann fahren sie einfach weiter. Christel will zu ihrer Tochter nach Tübingen und Hubertus schimpft, er habe den Zweitakter nicht vollgetankt. Sie staunen über die frisch gestrichenen Fassaden der Häuser, Christel glaubt, das Gras sei viel grüner. Auf den Straßen hupen und winken die Menschen, und dann halten Christel und Hubertus in Tübingen vor



Hubertus liebt Afrika. Oft sitzt er im Keller, malt Elefanten und denkt an Namibia

der Baracke in der Sindelfingerstraße 16, in der Kristina und Thomas zusammen mit zwölf Italienern leben. Kristina kocht gerade Spaghetti, lässt alles fallen, rennt wie irre auf ihre Eltern zu. Das ist die schönste Wiedervereinigung für die Familie Mau.

Hubertus und Christel spucken in den Neckar und lassen sich die Großbaustellen der Firma Mayer zeigen, die ihrer Tochter und ihrem Fast-Schwiegersohn Arbeit gegeben hat. Staunen über die Maschinen, alle einheitlich im Mayer-Grün gestrichen, alle einheitlich mit Logo. Bagger, Muldenkipper, moderne Verdichtungsraupen, so viel schöner als die geflickten Traktorenbagger zuhause in Tautenhain. In diesem Moment, voll Euphorie über die neuen Möglichkeiten, die er nie gehabt hatte, wächst in Hubertus eine Idee. Sie liegt so nah, dass er sie mit Händen greifen kann: Er wird mit der großen Baufirma Richard Mayer GmbH zusammenarbeiten.

Ein halbes Jahr später empfangen Hubertus und Christel die Geschäftsleitung der Firma Richard Mayer GmbH aus Sin-

delfingen in Geithain wie gute Freunde, servieren Rotkäppchen-Sekt und zeigen den Herren ihren Garten. Die Verhandlungen beginnen.

Hubertus freut sich wie ein Kind. Doch Firma Mayer kommt mit Anwälten und Kaufverträgen. Das Land, auf dem der Betrieb von Hubertus Mau steht, gehört schon bald der Richard Mayer GmbH aus Sindelfingen und damit auch alle Maschinen, die Belegschaft, die Gebäude. Die alten Maschinen werden verscherbelt, die Rechenmaschine mit der Kurbel nehmen die neuen Besitzer mit in den Westen ins Museum. Hubertus wird als Betriebsleiter eingestellt. Ein zweiter Betriebsleiter wird aus Sindelfingen eingeflogen für die Niederlassung „Richard Mayer Ost“ und Hubertus vor die Nase gesetzt. Das ist ein Weinkenner, einer mit 2000 Mark teuren Lederschuh. Einer der sagt: „Wo ist denn hier der Neger, der mir den Aschenbecher bringt?“

Plötzlich dreht sich die Erde schneller. Hubertus merkt, dass er dieser neuen Welt nicht gewachsen ist. Wie gern hät-

te er alles wieder rückgängig gemacht. Seine Euphorie, seine Entscheidung, die Firma Mayer in seinen Betrieb geholt zu haben. An manchen Tagen schließt er sich in seinem Büro ein und kommt erst spät wieder heraus. Wie gern hätte er wieder Ersatzteile organisiert für kaputte Maschinen, angestanden für Mandarinen, Betriebsleiterreden gehalten und danach im Gasthof Lindenvorwerk Quatsch gemacht.

Ohne etwas zu ahnen, wird Hubertus im Juni 1992 nach Sindelfingen bestellt, in das Glashaus der Richard Mayer GmbH. Im Büro des Juniorchefs hängt das Bild, das Hubertus der Geschäftsleitung geschenkt hatte: Öl auf Leinwand, eine Baustelle auf der B28, grüne Mayer-Maschinen säumen die Straße, rechts unten der Meliorationsbetrieb Whyra-Eula, die Bundesstraße verbindet beide Orte. Das Gemälde sollte eine gemeinsame Zukunft beschwören. Es ist Geschichte. Man könne sich keine zwei Betriebsleiter in der Niederlassung Ost leisten, erfährt er. So kommt es, dass Hubertus Mau im Alter von 56 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand geschickt wird. Die Sonne brennt an diesem Tag auf das Glashaus, in dem er sitzt.

Zweimal versucht er noch Fuß zu fassen auf dem Arbeitsmarkt, einmal als Vertreter für Baumaschinen, dann als Teilhaber einer Parkettfirma. Fast hätte er dabei alle Ersparnisse verloren. Es sollte nicht sein. Er war immer Betriebsleiter gewesen, 25 Jahre lang. Etwas anderes kann und will er nicht machen.

Christel ist noch zehn weitere Jahre in der Verwaltung der Niederlassung Ost beschäftigt und fährt jeden Tag auf Arbeit, während sich Hubertus um seinen alten Vater kümmert. Sie hat es nicht leicht als Frau des ehemaligen Chefs. Die Arbeitsplätze sind knapp, Christel wird zum Spielball von Intrigen, die ihr schließlich ein Gespräch beim Chef einbrocken und die Entlassung „wegen Geldmangel“. Eine Woche später fängt eine neue Mitarbeiterin aus dem Westen und Christels linke Hand zu zittern an.

\*\*\*\*

Seitdem halten Oma und Opa sich versteckt vor der Welt da draußen, zwischen Goldruten, Perückensträuchern, einer Vogelbeere, einem Apfelbaum, dem Opa eine eigenwillig runde Schnittführung verpasst hat, zwischen Kletterhortensien, Buchsbäumen, Lavendel, fünf Hochbeeten mit Aubergine, Gurke, Pflücksalat, Lorbeer, Fenchel, Zwiebeln, Tomatensorten wie Ochsenherz, Hamlet, Roter Russe und Grünes Zebra, zwischen den Kürbissen und der Abteilung Kompost und Humus, wachsen Stangenbohnen und Zucchini, Seerosen schwimmen im Teich, in dem Frösche und Fische als Selbstversorger leben.

Zwischen der wilden Blumenabteilung steht ein Holzhäuschen. Und eine dicke Hummel fliegt träge vom Essigbaum zum Brombeerstrauch, der Oma um einen halben Meter überragt und an dem schwer und dunkel die Beeren hängen. Im Herbst wächst Wein am Haus. Opa macht mit dem NutriBullet aus

den Trauben Chutney und Gelee. Sieben Millimeter hat es die Nacht geregnet. In der Arche Noah von Geithain gibt es nur die vier Jahreszeiten, und es ist immer so, dass auf den Winter der Frühling folgt.

Opa ist jetzt 81 und zu Hause Betriebsleiter. Er legt Hochbeete an und Oma die Thrombosestrümpfe und nimmt Karpfen aus in allen Monaten mit „r“. Einmal im Monat geht er zur Chorprobe und immer montags zu Aldi. Oma isst Levodopa 75 und Xadago 100 und Opa zu viel. Er steht um sieben Uhr auf, weil ein Betriebsleiter früh raus muss. Dann frühstückt er allein, liest die Leipziger Volkszeitung von vorn bis hinten, löst das Kreuzworträtsel, setzt sich zu seiner Frau, die gegen halb neun frühstückt, meist selbstgemachten Joghurt mit Früchten und Leinöl, weil das so gut für die Verdauung ist und bereitet danach in seiner kleinen Kellerküche das Mittagessen vor. Sein Feinrippunterhemd hat Flecken, aber es sieht ja keiner.

Die beiden haben getrennte Schlafzimmer, weil Oma in der Nacht oft nicht schlafen kann, durch die Nebenwirkungen der Tabletten, und Opa schnarcht wie ein angeschossenes Wildschwein. Manchmal träumt er, dass er immer noch Betriebsleiter ist und vom Kranfahrer, der eigentlich Konditor war und dem ersten Drehstuhl in seinem Büro. Aber dann denkt er an die Baufirma Richard Mayer GmbH, die 2008 Pleite ging, dreht sich nochmal um und findet, dass es ihm gar nicht so schlecht geht. Die haben so gehandelt, wie man im Kapitalismus handelt, sagt er, und deswegen ist das eine wunderbare Gesellschaftsordnung, aber eben nicht für alle.

Was Opa einkauft, wenn er zu Aldi geht: Geleebananen für 89 Cent, scharfe Chili Sardinen für 95 Cent, Kulturchampignons und Zwetschgen für 1.59 € aus Serbien. Danach fährt er meist tanken, Super Bleifrei für 1.33 den Liter. Vielleicht trifft er die Nachbarin bei Aldi, vielleicht sieht er ein Rebhuhn im Rapsfeld. Das alles erzählt er Christel, wenn er wieder zurückkommt in den Blumenweg 19. Dann ist es fast so, als wäre Oma auch draußen gewesen. Hätte die halben Hähnchen gerochen am Broilerstand und der Nachbarin die Hand geschüttelt.

Nach Afrika fahren sie aber nicht mehr. Oma kann nicht, Opa schon. Aber alleine will er nicht. Und wem soll er sonst erzählen, was er erlebt hat, wenn er von der Safari zurück in die Lodge kommt.



**MAKING-OF: Am Ende der Recherche hat Fotografin Anna Fritsche das Gefühl, neue Großeltern gewonnen zu haben und Hubertus und Christel Mau eine Enkelin mehr. Autorin Sophie Herwig ist einverstanden**

---

Text: Tanja Mocosch  
Foto: Anne Werner



# Musik ohne VOLK

„De Randfichten“ sind auf Tour mit ihrem neuen Album „25“. So viele Jahre gibt es das Volksmusik-Trio aus dem Erzgebirge bereits. Irgendwann waren sie mal deutschlandweit bekannt – mit dem Partyhit „Lebt denn dr alte Holzmichl noch?“ Heute kämpfen sie selbst in der Heimat gegen das Vergessenwerden



Die Band „De Randfichten“  
machen Werbung direkt da, wo  
man ihre neue CD kaufen kann  
– im Kaufland in Suhl



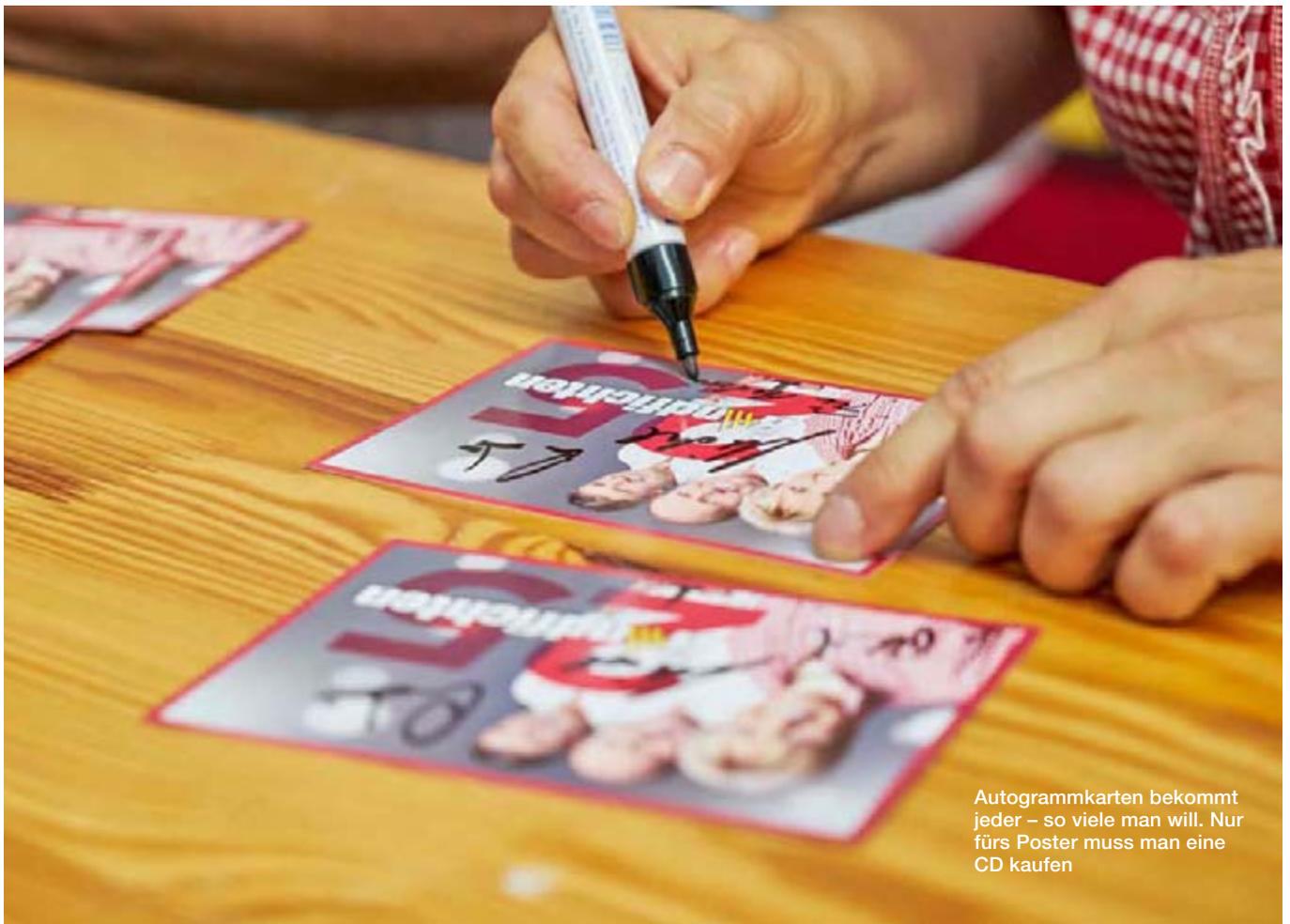
Ein Selfie mit Gründungsmitglied Michl. Der setzt sein erprobtes Kameralächeln und den Holzmichl-Hut auf

# IA

Als alles vorbei ist, kommt ein alter Mann daher. Er geht am Stock, blickt kurz zur Bühne. Sie ist leer. Nur noch eine blonde Frau mit Igelfrisur und zwei Männer in Trachten grinsen überlebensgroß von einem Banner. Einer ziemlich kahl, einer leicht grau. „Das waren aber nicht die echten Randfichten“, sagt der Mann zu Tochter und Enkelin. Sie gehen weiter Richtung Parkplatz.

Es waren die echten Randfichten. Zu erkennen an roten Strümpfen, nicht Socken. Darauf legen sie Wert. Mit Bommeln dran. Kurz vor dem Auftritt in einem Edeka-Markt in Stendal: Akkordeonist Michael Rostig fragt in Minutenabständen wie spät es ist. Gitarrist Thomas Lauterbach zieht sich gerade um. Ihr Backstage-Bereich ist das Büro des Marktleiters. Wie Michl trägt auch „Lauti“ knielange Lederhosen und ein weißes Hemd, ihr Bühnen-Outfit. Nur Sängerin Marion Frank hat eine rot karierte Bluse an. Ihre Strümpfe sind Stulpen, weil sie damit besser in die Schuhe kommt. Sie verschwindet mit einer Dose „Got-2-b-Sprühkleber“ auf der Toilette. Damit festigt sie den blonden Igel. Als sie zurückkommt, fragt Michl wieder, wie spät es ist.

Ein Mann holt die Randfichten ab, führt sie ins Treppenhaus. Auf seinem Namensschild steht Herr Soundso, Markt-



Autogrammkarten bekommt jeder – so viele man will. Nur fürs Poster muss man eine CD kaufen

leiter. Ein riesiger Spiegel hängt im Flur. Lauti breitet die Arme aus und proklamiert die Aufschrift, die sich an die Mitarbeiter richtet: „So sieht Sie Ihr Kunde.“ Seit sechs Tagen sind „Die Randfichten“ auf Promotion-Tour durch Marktkauf, E-Center und Kaufland, quer durch Sachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt, den Osten Niedersachsens und Bayerns. Überall dahin, wo man sie vielleicht noch kennen könnte: in den neuen Bundesländern und dem ehemaligen Grenzgebiet.

Marktleiter Soundso führt das Trio weiter, öffnet eine Feuerschutztür. Die Band steht vor einem Regal mit Katzenfutter, im E-Center-Radio singt Shawn Mendes „I know I can treat you better“. Irgendwann waren Die Randfichten mal im ganzen Land bekannt. Mit „Lebt denn dr alte Holzmichl noch?“ landete die Band einen Riesenhit – und wer jetzt nicht denkt: Jaaa, er lebt noch, ist entweder taub oder hat das Jahr 2004 in einem Kellerloch verbracht. Die Single erreichte Platinstatus, war 56 Wochen in den deutschen Charts. Die Randfichten jetzten zwischen Ballermann und dem „Fest der Volksmusik“, zwischen „Lustigen Musikanten“ und „Top of the Pops“ hin und her. Sogar beim Raab waren sie mal, das erzählen sie oft. Jetzt marschieren sie durch den Laden zum Ausgang.

Die kleine Bühne vor dem Eingang zum Supermarkt ist zum Glück überdacht. Juli-Sonne brennt vom Himmel, obwohl es erst halb elf ist. Vor der Bühne sitzen Menschen auf Bierbänken. Sie haben reichlich Platz und Zeit, sind alle um die siebzig. Drei Leute je Bank, eine bleibt leer, macht fünfzehn Zuschauer. Zwei Meter weiter hinten holen Leute Einkaufswagen aus Plexiglashäuschen, deren Wände mit Plakaten tapeziert sind: „Starter Frühstück 3,49 €“, „Nur donnerstags: Erleben Sie den günstigsten Tag der Woche“. Die drei Randfichten betreten die Bühne und legen los.

\*\*\*\*

*„Glück auf, zum Fichtenspaß, jetzt geht's los mit vollem Gas. Lasst uns feiern, lasst uns feiern, feiern die ganze Nacht. Halligalli mit der Valli, bis dass der Buden kracht.“*

\*\*\*\*

Michl pumpt am Akkordeon, Lauti streichelt die Saiten seiner E-Gitarre oder tut wenigstens so. Er spielt ohne Verstärker. Marion hält in der rechten Hand das Mikrofon, die linke wirft sie mit ausgestrecktem Zeigefinger ein bisschen

zu schwungvoll im Takt in die Höhe, als würde sie Dirigent spielen. Die Musik aus den Lautsprechern kommt vom Band. Die Bierbänke klatschen zaghaft. Nichts kracht. Je nach Zuschauerzahl spielen die Randfichten drei oder vier Lieder von ihrem neuen Album. Heute sind verhältnismäßig viele Leute da. Also: vier Lieder. Die Bierbänke halten durch. Er muss ja noch kommen. „Einer“, sagt Marion endlich, „der darf natürlich nicht fehlen“. Es ist so weit. Die Bierbänke wissen es, halten schon die Hände bereit, da ertönen die ersten Akkordeon-Akkorde aus den Lautsprechern: Rüdüdüdü düdü düdüdü dü dü dü dü.

\*\*\*\*

*„Lebt denn der alte Holzmichl noch,  
Holzmichl noch, Holzmichl noch?  
Lebt denn der alte Holzmichl noch, Holzmichl noch?“*

\*\*\*\*

Ein paar Einkaufswagenschieber bleiben stehen, zücken ihre Handys und filmen kurz. Andere schieben weiter. Die Bierbänke klatschen begeistert im Takt, dann reißen sie die Arme in die Höhe.

\*\*\*\*

*„Ja, er lebt noch, er lebt noch, er lebt noch.  
Ja, er lebt noch, er lebt noch, stirbt nicht.“*

**„... Deitsch on frei  
wolln mer sei on do  
bleibn mer aah derbei,  
weil mer Arzgebirger  
sei!“**



Von Links: Thomas Lauterbach,  
Marion Frank und Michael Rostig

\*\*\*\*

Kurz nach dem Auftritt tragen die Randfichten wieder Freizeit-Dress und schleppen drei Geschenkkörbe in Zellophanfolie zu Michls silbernem Skoda-Kombi, ihrem Tourbus. Michl öffnet den Kofferraum. Der ist schon bis zu den Kopfstützen der Rückbank voll mit Geschenkkörben. Die Randfichten sind seit einer Woche unterwegs. Michl schiebt das Akkordeon in eine Lücke. Marion platziert ihren Weekender, Lauti stopft eine Plastiktüte dazwischen. Dann die Gitarre, obendrauf drapiert Marion die Bühnenoutfits. Auf zum nächsten Termin.

Michl fährt. Lauti sitzt auf dem Beifahrersitz, Marion hinter ihm. Michl ist 55 und das einzige verbliebene Gründungsmitglied der Randfichten. Er hat schon auf den ältesten Bildern des Trios kaum noch Haare und grinst wie auf dem Banner hinter der Bühne: die Augen starr, der Mund breit. Michl wollte mal Lehrer werden, aber der Logopäde Zschiedrich hatte ihm verdickte Stimmbänder attestiert. Damit werde er schnell heiser. Geht natürlich nicht als Lehrer. „Der Zschiedrich, weeste“, sagt er zu Lauti. Der kennt den Zschiedrich, weil die beiden aus derselben Ecke kommen: Schwarzenberg, Erzgebirge. Als Therapie hätte der Zschiedrich dem 14-jährigen Michl empfohlen zu rauchen. Das tut er bis heute.

Michl wurde Diplom-Ingenieur. Vielleicht würde er heute noch als Konstrukteur arbeiten, wäre die Mauer nicht gefallen. „Is’ ja alles zugemacht worden“, sagt er und meint die Betriebe. Seinen Betrieb. Er überbrückte als Versicherungsvertreter. 1992 trat er zum ersten Mal unter dem Namen „De original Arzgebirgischen Randfichten“ auf. Damals noch mit Sänger Thomas „Rups“ Unger. Sie sangen Heimatlieder von Anton Günther, Herbert Roth und anderen ostdeutschen Volksdichtern, mit denen sie aufgewachsen waren:

\*\*\*\*

*„Mog aah der Stormwind sausen  
huch drubn of freier Höh,  
liegn Barg on Wälder draußen  
versteckt in tiefen Schnee, (...)  
Deitsch on frei wolln mer sei  
on do bleibn mer aah derbei,  
weil mer Arzgebirger sei!“*

\*\*\*\*

Michl und Rups spielen Akkordeon seit ihrer Kindheit. Zu DDR-Zeiten konnten sie mit solchen Liedern nicht auftreten, ihr romantisiertes Heimatbild hatte mit sozialistischem Realismus nichts zu tun. Der hörte sich anders an. Lauti stimmt im Skoda mit theatralisch tiefer Stimme ein Pionierlied an: „Hammer und Zirkel im Ährenkranz...“ Michl setzt ein: „...Zeichen des Glücks an der Wiege, weit über die Grenzen des ...“ Zum Schluss auch Marion: „... Vaterlands trägt es den Ruhm unsrer Siege.“ Alle lachen.

Bald komponierten die Randfichten – vor allem Rups – eigene Lieder. Sie spielten in Kneipen und auf Festen rund



Jaa, der Holzmichl lebt noch. Und diese Fans wissen, wann ihr Einsatz gefragt ist

um Johannegeorgenstadt, einer Bergstadt an der Grenze: „Sua Randficht hot's net afach, denn se stiehd ganz außen dra“. Was das bedeutet, versteht im Erzgebirge jeder:

\*\*\*\*

*„So eine Randfichte hat's nicht einfach.  
Denn sie steht ganz außen dran.  
Ob im Sommer oder Winter,  
Tag für Tag und Jahr für Jahr.  
Und auch, wenn sie schon ein wenig schwankt, s  
ie muss fest im Boden stehen.“*

\*\*\*\*

Ankunft in Schönebeck, eine Stunde südlich von Stendal. Das zweite Konzert an diesem Tag. Überall wo die Randfichten auftreten, riecht es nach Wurst. Ist die Bühne draußen, brät einer daneben Würstchen. Ist sie drinnen, ist die Fleischtheke nicht weit. Im E-Center in Schönebeck ist sie drinnen, es riecht aber nach Fisch. Von der Frischfischtheke. Vor der Bühne stehen immerhin drei Dutzend Leute. Die Randfichten spulen ihr Programm ab. Dann folgt das, wofür sie eigentlich hier sind: CDs verkaufen. Das neue Album mit

dem Titel „25“ gibt es heute – wie bei jedem anderen Termin in dieser Woche – zum Supersonderpreis von 12,99 Euro, obendrauf noch ein Poster und eine Autogrammkarte. Michl, Lauti und Marion platzieren sich an einem Tisch vor der Bühne. Lauti sitzt links, wo man Autogrammkarten und Fans schnell weiterschieben kann, Michl in der Mitte, wo kurze Gespräche entstehen, Marion rechts, sie lacht und nickt, sagt Tschüss. Die Zuschauer reihen sich auf. In der Schlange stehen zwei Arten von Menschen: Die, die immer da sind, wenn irgendein C-Schlagerstar im Supermarkt in ihrer Nähe spielt – Semino Rossi, Oliver Thomas, die Tochter von Bernd von dem Amigos, egal wer. Sie kennen die Randfichten nur vom Holzmichl und bilden die große Mehrheit. Zur Minderheit gehören die, die extra anreisen, weil sie aus dem Erzgebirge stammen und jetzt irgendwo in der Nähe wohnen. Sie treten oft als Paar auf. In Schönebeck sind das Hans-Jürgen und Christine Wunderlich: „Wunderlich. Wie seltsam“. Sie sind im Randfichten-Fanclub und haben ihre Enkelin Emma mitgebracht. Frau Wunderlich trägt eine schwarze Schildmütze, aus der vorne ein Fuchskopf aus Plüsch und hinten ein Fuchsschwanz aus Plüsch ragt. Auf dem Rücken einen Turnbeutel mit Fotoaufdruck der Band. Herr Wunderlich

trägt ein fichtenfarbenes Polohemd auf dem „Do pfeift dr Fuchs“ steht, der Titel des allerersten Randfichten-Albums. Das erschien 1997, also lange vor dem Holzmichl-Erfolg. Emma trägt ein gelbes Sommerkleid mit bunten Schmetterlingen.

Die Randfichten verkaufen nur eine Handvoll CDs. Es sind zu wenige Wunderlichs da. Zu den Präsentkörben gibt es diesmal Blumensträuße. Alles rein in den Skoda. Marion wundert sich über Fans, die aufgeregt sind, wenn sie bei der Autogrammstunde vor ihren Idolen stehen: „Wir sind doch alle Menschen“, sagt sie. „Die einen haben vielleicht ein besonderes Talent.“ Damit meint sie sich selbst. Weiter geht's zum nächsten Gig. Im Radio läuft Silbermond. Michl öffnet die Sängerin nach: „Passiaaat is“, lallt er. „Und do sogn se uns. Mia solln Hochdeutsch singen.“ Als wäre es eine Anmaßung, dass sich jemand ins Randfichten-Business einzumischen versucht. „Ich glaube nicht, dass die das zu BAP sagen“, sagt Marion. Die haben's ja auch geschafft mit Mundart erfolgreich zu sein. „Um Kunst geht es denen doch nicht“, sagt Michl, „nur um's Verkaufen.“ Lauti sagt nichts.

„Die“, damit ist die Plattenfirma der Randfichten gemeint: „DA-Musik“, ein Label so klein, es hat nicht mal einen Wikipedia-Eintrag. Im Autoradio werden die Calimeros angekündigt: „Das erfolgreichste Schlagertrio Europas“, unterlegt mit fetzigem Discofox. Auch so ein Vorschlag, den ihnen

Heimspiel im Vogtland: die  
Randfichten beim Parkfest



**„Lebt denn der alte  
Holzmichl noch,  
Holzmichl noch,  
Holzmichl noch?“**

ihre Plattenfirma nahelegt: mehr davon. Wollen sie nicht. Ja, sie machen auch Party, aber eben nicht nur. „Die Calimeros machen Radiowerbung“, sagt Michl. Lauti liest Nachrichten auf seinem iPhone. Manchmal liest er den anderen auch Wikipedia-Einträge vor. Zwischen Magdeburg und Schönebeck zum Beispiel: „Das Kaliwerk Zielitz ist ein Bergwerk zum Abbau von Kalisalzen und der zugehörige Verarbeitungsbetrieb bei Zielitz in Sachsen-Anhalt. Es ist das größte Kalibergwerk in Deutschland und eines der größten weltweit.“ Michl sagt: „der Kalimandscharo.“ Lauti war Lehrer, der Zschiedrich hat ihn nicht aussortiert. Ein Jahr unterrichtete er Deutsch und Musik, danach nur noch Musik. „Ich habe schon während des Studiums die ganzen Abschlüsse gemacht, damit ich an die Musikschule komme“, sagt er. „Das war der unpolitischste Job überhaupt in der DDR.“ Der Gitarrist kam zu den Randfichten wie der Holzmichl in die Charts: eher zufällig. Die Randfichten waren bereits zu dritt, sie hatten eine Frau als Gitarristin dazu geholt. Irgendwann wurde der MDR auf das Trio aufmerksam. Jemand steckte Michl und Rups, dass die Frau fürs Fernsehen zu alt und zu dick sei. Rups, damals Tischler, erinnerte sich an einen, bei dem er was am Balkon gemacht hatte. Der war jung und schlank. Bei Lauti standen Gitarren rum und ein Klavier, und sie hatten so ein bisschen über Musik geredet. Die Frau wurde gegen Lauti ausgetauscht. In offiziellen Statements heißt es heute, sie sei „krankheitsbedingt“ ausgeschieden. Mit Volksmusik hatte Lauti bis dahin nichts zu tun, er mochte eher klassische Musik oder Rock. „Da ich ziemlich tolerant bin, nicht nur was die Musik betrifft, sondern auch alles andere, hab ich gesagt: Probieren wir das einfach mal“, sagt er. Das ist 20 Jahre her. Lauti ist heute 54 – und immer noch schlank.

In Schöningen vor dem Marktkauf dreht sich Rolf eine Zigarette und wartet. Er zählt zur dritten Gruppe des Supermarkt-Publikums. Mit FC-Bayern-Käppi, Jeansjacke, Jeans und einer Dose Radeberger sitzt er auf der Bierbank. Rücken krumm, Beine mager. Rolf kam vor 23 Jahren nach Niedersachsen – für die Liebe. Jetzt ist die Ehe „im Arsch“, sagt er. Er mag die Spider Murphy Gang und Andreas Gabalier. Randfichten? „Auch ok.“

Außer Rolf verlieren sich noch fünf Zuschauer auf den Bänken – alle zufällig, alle Rolfs. Lauti kommt mit gelber Marktkauf-Käppi auf die Bühne. Hier gibt's nur drei Songs, die Autogrammstunde fällt aus, schnell umziehen und ins Auto.

Im Autoradio sagt jetzt einer, dass im Lottojackpot 1,6 Millionen sind. Michls Einsatz – monatlich 50 Euro. „Vielleicht wird's ja irgendwann“, sagt er. „Wenn ich mal nicht zum Auftritt komm, wisst ihr Bescheid.“ Um mit der Musik aufzuhören, dafür reiche das Geld vom Holzmichl-Erfolg nicht. Der Hit brachte Einnahmen im einstelligen Millionenbereich, immer durch drei natürlich. „Und dann gibt es ja vor und nach Steuer.“ Michl musste bei der Scheidung einen Teil an seine Ex-Frau abgeben. Auch die anderen können heute nicht mehr nur vom Holzmichl leben. Michl hat das Geld der „Firma“ nie investiert. „Wenn es da einen Überschuss gab, wurde der ausbezahlt. Was jeder mit seinem Anteil macht, ist Privatsache.“ Der Rups hat sich ja zum Beispiel einen BMW gekauft.

Hans Friedrich ist 95 Jahre alt und der älteste verzeichnete Randfichten-Fan. Er darf beim Konzert sogar auf die Bühne



2014 verkündete Frontmann Rups, dass er aufhören wolle. Es ginge nicht mehr voran. Das hat ihn genervt, so erzählen es beide Seiten. Rups hatte sich bereits ein zweites Standbein aufgebaut, eine christliche Rockband. Die Geschichte seines „Weges zum Glauben“ erzählt er oft und gern – im Fernsehen, auf der Bühne, der BILD. Ihre Kurzfassung geht so: Panikattacken, ein Alkoholproblem, Hilfe vom Blauen Kreuz, einer christlichen Selbsthilfeorganisation, Trubel um den Holzmichl, Stress, Krankheit, Taufe in einer evangelisch-methodistischen Gemeinde.

Oder, mit Rups Worten vom neuen Album:

\*\*\*\*

*„Mein Leben war ein einzig Jagen nach dem Glück.  
Ich wusste nichts von Gott und nichts von Golgatha.  
Ein Teil des Lebenswegs lag hinter mir zurück,  
bis Jesus fand mich und ich endlich sagte: ja.“*

\*\*\*\*

Mit Michls Worten: „Für mich hat der Rups aus persönlichen Gründen die Firma im Stich gelassen. Und das ist unchristlich.“

Rups glaubte, sein Ausstieg würde das Ende der Randfichten bedeuten. Aber Michl sagte damals sofort: „Ich mach weiter.“ Zwischen Rups und den Randfichten herrscht inzwischen Funkstille.

\*\*\*\*

*„Haut's auch mal ne Randficht um,  
Bäume gibt's genug im Wald.  
Wir machen weiter, ganz egal,  
sei noch lange ned zu alt.“*

\*\*\*\*

Rups sagt heute: „Ich habe den beiden vergeben. Die nachtragend sind, die haben einen schweren Rucksack. Man trägt ja nach. Das ist schwer.“ Rups ist mit seinem christlichen Bühnenprogramm ziemlich gut ausgebucht. Sein Kalender ist bis Ende 2018 voll.

Am Abend sitzen Michl und Marion im Maritim-Hotel Magdeburg beim Essen. Lauti ist noch auf seinem Zimmer, er will nachkommen. Marion war als Ersatz für Rups schnell gefunden. Zuvor stand sie in einem Duo namens „De Orgelpfeifen“ auf der Bühne. Ihre Bühnenpartnerin nahm sich



Strümpfe sind es, das ist wichtig.  
Bloß keine roten Socken

**„Glück auf, Glück auf!  
Der Steiger kommt  
und er hat sein helles  
Licht bei der Nacht,  
und er hat sein helles  
Licht bei der Nacht,  
schon angezünd't,  
schon angezünd't“**

2012 das Leben. Marion machte alleine weiter. Was auch sonst? Sie ist gelernte Bauleiterin, inzwischen 49. In dem Alter zurück auf den Bau? Michl isst Salat, weil es schon den ganzen Tag Schnittchen gab. Dazu trinkt er ein Weißbier. Später wird er sich noch eins bestellen und mit auf's Zimmer nehmen, weil er das gemütlich findet. Marion isst auch Salat und trinkt Weißbier, aber nur eins. Zu Holzmichl-Zeiten hat das alles die Promoterin bezahlt, sagt Michl.

Die Promoterin war von EMI, der Plattenfirma, die den Holzmichl deutschlandweit bekannt gemacht hat. Ein Talentscout des Labels hatte den Song mit dem merkwürdig langen Titel "Lebt denn dr alte Holzmichl noch" entdeckt, als er auf Platz 149 der Trendcharts war. Interpret: „De original arzgebirgischen Randfichten“. Label: „Saxonia“, unter dem die Randfichten ein paar Tausend Holzmichl-CDs selbst produziert hatten – die verkauften sich in der Heimat ganz gut.

EMI machte den Randfichten ein Angebot – doch die zögerten lange. Erst als ein Flugzeug ins Spiel kam, das sie zum Sitz der Plattenfirma in Köln, fliegen sollte, wurden sie hellhörig. Michl verhandelte hart: Wenn sie nicht binnen sechs Monaten 30 000 Holzmichl-CDs verkaufen, gehen die Rechte an sie zurück. So steht es später im Vertrag. Aus einem sie-

ben Minuten und 56 Sekunden langen Heimatlied über einen kränkenden Waldschrat wurden drei Minuten, 23 Sekunden Après-Ski- und -Wiesn-Hit-Material. Auf Hochdeutsch, damit es alle verstehen. Der Holzmichl stieg auf Platz 28 in die deutschen Trendcharts ein. Das war für deutschsprachige Musik sensationell, zumal für einen Schlager. Zwei Wochen später standen die Randfichten bei Florian Silbereisens „Fest der Volksmusik“ auf der Fernseh Bühne. Der trug einen blond gesträhnten Föhn-Vokuhila und hatte damals von einer Frau namens Helene Fischer nie gehört. Sechs Monate nach Veröffentlichung hatte die Single Platz zwei der Trendcharts erreicht.

Auf den Holzmichl folgte das erste Album, das verkaufte sich 200 000 Mal. Darauf ein Weihnachtsalbum, noch ein Album, noch eines. Alle liefen ok, aber unter den Erwartungen. So ging das ein paar Jahre. Wieder sollte ein neues Album erscheinen. Der Vertrag war bereits aufgesetzt. Da entschieden sich die Randfichten, die Plattenfirma zu wechseln. Sie unterschrieben beim Schlagerlabel „Koch“, das zu Universal gehörte. EMI hätte die Zukunft des Trios am Ballermann gesehen, zusammen mit Jürgen Drews und Mickie Krause. Die Randfichten sahen sich in der Heimat, mit kleineren Ausflügen vielleicht zu „Immer wieder Sonntags“ oder in den „ZDF-Fernsehgarten“. Sie wollten das machen, was sie schon immer gemacht haben: Volksmusik, Mundartlieder, Erzgebirgstücke. Keine Partyschlager. Koch verlängerte den Vertrag mit den Randfichten nach dem ersten Album nicht.

Von ihrem aktuellen Album mit DA-Musik haben De Randfichten zwei Monate nach Veröffentlichung 420 Stück verkauft. Trotz Supermarkt-Promo-Tour. „Top of the Pops,“ und den Raab gibt’s nicht mehr. Florian Silbereisen sieht jetzt aus wie Joko Winterscheidt und ist mit einem singenden Topmodel namens Helene Fischer zusammen. Schlager ist sexy geworden, die Randfichten sind die alten geblieben. Sie wollten das so.

\*\*\*\*

*„Wenn die Sonne versinkt hinter den Häusern, denkt er oft, viel zu oft an Zuhause. Da wo er als kleines Kind oft gespielt im Sommerwind. Jeden Tag ging es in den Wald hinaus.“*

\*\*\*\*

Wieder betreten die drei eine Bühne. Applaus. Ein bisschen Jubel sogar. Michl schnallt sich sein Akkordeon auf den Bauch, Lauti hängt sich die Gitarre um den Hals, Marion tritt hinter den Mikrofonständer. Nach einer Woche Autogramstunden in E-Center, Marktkauf und Kaufland: Parkfest in Lengenfeld. Ein Heimspiel, wenn auch schon Vogtland und nicht mehr Erzgebirge, nah genug für alle Fans mit Autos. Die sehen aus wie die Wunderlichs. Ihre Uniformen: Lederhosen, Hemden, rote Strümpfe, Hüte, T-Shirts, auf denen vorne „Lebt denn dr alte Holzmichl noch?“ steht und hinten „Jaaa, er lebt noch“. Ihre Banner haben sie vor der Bühne aufgebaut: „Fanclub Oberschöna grüßt De Randfichten“, „Fanclub Aue grüßt De Randfichten“, „Randfichtenfreunde Geyer“, „Fanclub Chemnitz grüßt De Randfichten“.

Vor Michl auf der Bühne stehen ein Räuchermännchen, eine kleine Fichte und ein Gartenzwerge, neben ihm ein Sägebock mit Baumstamm und Schrotsäge. Randfichtenkonzerte in ihrer Heimat sind Mitmach-Events – dafür sorgen die Fans. Der Baumstamm wird bei „Holzhackerleit“ zersägt. Bei „Do pfeift dr Fuchs“ hat jeder Fan eine Fuchshandpuppe zum Winken parat. Die gibt’s im Fanshop nebenan für 15 Euro. Ein Fan hat einen großen Lederkoffer mit Accessoires für beinahe jeden Song mitgebracht. Wenn Marion bei „Wu de Wellen hamlich rauschen“ ihren letzten Andalusienurlaub besingt, wiegt Werner Thomas vom Fanclub Chemnitz einen kleinen Strandkorb in den Armen. Wenn die Randfichten „steig ei, mir fahr’n in de Tschechei“ singen, holt er die Pall-Mall-Stangen raus, die jenseits der Grenze so billig sind. Dann steigen alle Fans in den imaginären Bus – die Polonäse.

\*\*\*\*

*„Noch nor halbn Stund Wartezeit bist de nu of böhmischer Seit. Nocherst rennst de wie e Vieh von Bud ze Bud mol har und hie. Ernte, Dunhill, Stuyvesant, Zigaretten ollerhand. Mit 18 Mark bist de drbei, ia is das net e Freid.“*

\*\*\*\*

Ohne erkennbaren Grund ertönt Jubel zwischen zwei Liedern. Kurze Verwirrung, bis Marion ihn erblickt: „Unner Hans is da!“ Hans Friedrich, 95, biegt um die Ecke. Hans trägt einen Filzhut voller Randfichten-Buttons, an seiner Fischerweste – es sind 32 Grad – baumeln drei Plüschfüchse. Den Krückstock braucht er nicht zum Gehen, sondern für seine Performance, wenn er mit angeklebtem Bart auf der Bühne den sterbenden Holzhacker mimt. Ein echtes Randfichten-Konzert endet natürlich nicht mit dem Holzmichl. Als letzte Zugabe spielen Michl, Lauti und Marion das Steigerlied, die Nationalhymne des Erzgebirges. Hans packt den Bauhelm aus.

Lauti verschwindet gleich nach dem Konzert. Michl bleibt noch eine Weile in der Nähe des Fanshops stehen und schreibt Autogramme. Marion auch. Was sollen sie auch sonst machen?



**MAKING-OF:** Anne Werner und Tanja Mocosch kennen jetzt Randfichten-Songzitate für alle Lebenslagen. Annes Favorit: „Sing he he jo, ganz einfach so.“ Tanjas: „Harndrang find’ kein Ausgang“

# Impressum

**Herausgeber:** Dr. Ulrich Bausch  
Geschäftsführer der VHS Reutlingen gGmbH

**Zeitspiegel-Reportageschule Reutlingen**  
Spendhausstraße 6 / D 72764 Reutlingen  
07121-336182 / info@reportageschule.de  
www.reportageschule.de

**Kuratorium:** Prof. Dr. Hermann Bausinger,  
Barbara Bosch, Veronika Burger, Uta-Micaela  
Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger,  
Ingrid Kolb, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle,  
Edzard Reuter (Vorsitzender), Eugen Schäufele  
Dr. Carl-Heiner Schmid, Gerd Schulte-Hillen,  
Alexander Smoltczyk, Prof. Götz W. Werner

**Chefredaktion:** Philipp Maußhardt  
**Artdirektorin:** Alexandra von Béry  
**Beratung:** Wolfgang Behnken  
**Organisation:** Stefan Junger  
**Textredaktion:** Mathias Becker,

Ariel Hauptmeier, Philipp Maußhardt, Michael  
Obert, Roland Schulz, Johannes Schweikle,  
Alexander Smoltczyk, Markus Wanzeck,  
Erdmann Wingert, Tilman Wörtz  
**Chefs vom Dienst:** Lilith Grull, Rike Uhlenkamp  
**Bildredaktion:** Prof. Michael Trippel  
(Koordination), Franziska Grillmeier,  
Sophie Herwig, Florian Niedermann  
**Schlussredaktion:** Julia Jürgens, Meret Michel,  
Dunja Smaoui

**Autoren:** Franziska Grillmeier  
(Franziska.grillmeier@posteo.de),  
Lilith Grull (lilithgrull@gmail.com),  
Cristina Helberg (cristina.helberg@posteo.de),  
Sophie Herwig (sophie-herwig@hotmail.de),  
Julia Jürgens (jujuergens@gmail.com),  
Meret Michel (Meretmichel031@gmail.com),  
Tanja Mocosch (Tanja@mocosch.com),  
Florian Niedermann (Flo.niedermann@gmail.com),  
Marc Pfitzenmaier (mpfitzenmaier@gmx.de),

Dunja Smaoui (dunja.smaoui@posteo.de),  
Rike Uhlenkamp (rike.uhlenkamp@posteo.de)

**Fotografen:** Alexander Alber  
(fotoalber@hotmail.com),  
Sebi Berens (contact@sebiberensphoto.com),  
Khadra Farah (hello@khadrafarah.de),  
Anna Fritsche (anna.fritsche@gmx.net),  
Viola Maiwald (Mail@violamaiwald.de),  
Fabian Mondl (mail@fabianmondl.com),  
Malte Radtki (hello@malteradtki.de),  
Maria Rohweder (mail@mariarohweder.de),  
Chantal Seitz (info@chantalseitz.de),  
Maximilian von Lachner  
(info@maximilianvonlachner.de),  
Anne Werner (anne.mia.aw@googlemail.com)

**Bildnachweis:** Jan Rieckhoff (Titelillustration)  
**Druck:** Sautter, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme  
in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfälti-  
gung auf elektronischen Datenträgern bedürfen  
der vorherigen schriftlichen Zustimmung des  
Herausgebers.

**Wir danken:** Andreas Bochmann, Naturherberge  
Affalter, Hochschule Hannover, Studiengang  
Fotojournalismus, Raphael Thelen, Zeitspiegel



meister,  
mater,  
krause,  
steinacher &  
kollegen

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Mater

Ralf Krause

Ulrich Steinacher

Gabriela Mater

## Ihr gutes Recht

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Steuerrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arztanwaltschaft und

Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Mater, Krause, Steinacher & Kollegen  
Kirchheimer Str. 60 72622 Nürtingen  
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97  
www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de



**„70 Prozent müssen wir streichen,  
dann kann es gut werden.“**

Alexander Smoltczyk, *Der Spiegel*

**„Episch, brutal, menschlich,  
teuflich, grandios.“**

Ariel Hauptmeier, *Republik*

**„Bäm, bäm, bäm.“**

Michael Obert, *Reporter-Akademie*

**„Echte Heldenreisen.“**

Roland Schulz, *Süddeutsche Zeitung Magazin*

**„So habe ich den Osten  
noch nie gesehen.“**

Raphael Thelen, *Zeitenspiegel*